Engelhorns Roman-Bibliothek

CEN
PT
2611
.R29
M55
1914

Else Franken

lchen, Malchen

die Glasservante

Engelhorns Roman-Bibliothek

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker

Alle 14 Tage erscheint ein Band

Preis jedes Bandes 50 Pf. Elegant in Leinwand geb. 75 Pf.

(26 Bände jährlich, Gesamtpreis broschiert 13 Mark, gebunden 19 Mark 50 Pf.)

Über „Engelhorns Romanbibliothek" schreibt der „Hamburgische Correspondent": Das ist ein Unternehmen, das in jeder Weise gefördert zu werden verdient! Als vor nun mehr denn dreißig Jahren die ersten roten Bände erschienen, mag mancher kurzsichtige und Engherzige den Kopf geschüttelt haben über das tolle Wagstück, wirklich gute und wertvolle geistige Kost zu so billigen Preisen zu verabreichen. Wenn man heute auf die lange Reihe von Jahren zurückblickt, wie viel ist da nicht schon erreicht! Fast kein Haus, keine Familie, wo die soliden Bände nicht ihren Einzug gehalten hätten; fast keine, noch so klein angelegte Privatbibliothek möchte die sich so freundlich präsentierenden roten Freunde aus ihrer Mitte missen. Und doch, noch gibt es viel zu tun! Noch gibt es Häuser, in denen die vermorschten und verrotteten Hintertreppenromane lieber gelesen werden. Hier wäre es Pflicht jedes Nächststehenden, die giftige Saat zu verdrängen und an ihre Stelle die gesunde und durchweg gute Kost der „Engelhornschen Romanbibliothek" zu legen. Der glücklich Geheilte wird, wenn er erst klar sieht, dem freundlichen Helfer sicher Dank wissen.

Sämtliche in unsrer Sammlung bisher erschienenen Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Wegen Raummangels können hier nur die nachstehend aufgeführten Romane angezeigt werden; ein vollständiges Verzeichnis steht jederzeit gratis und franko zu Diensten.

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Die Faust des Riesen. Von Rudolph Stratz. 2 Bände.

Das Paradies der Erde. Von Ada von Gersdorff.

Onkel William. Von Jennette Lee. Aus dem Englischen.

Der Kampf um den Mann. Von Larry Brachvogel. 2 Bände.

Der meergrüne Wandschirm. Von Edgar Franklin. Aus dem Englischen.

Vor den großen Mauern. Von Katharina Zitelmann.

Entgleist. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die Kleine. Von André Lichtenberger. Aus dem Französischen.

Paul Becks Gefangennahme. Von M. McDonnell Bodkin. Aus dem Engl.

Schweigen im Walde. Von Richard Skowronnek. 2 Bände.

Das Gespenst. Von Arnold Bennett. Aus dem Englischen.

Lichterfelderstraße Nr. 1. Von Hanns von Zobeltitz.

Die Primadonna. Von F. Marion Crawford. Aus dem Englischen. 2 Bde.

Angst und Emma und andere Geschichten. Von Georg Hirschfeld.

Übertrumpft. Von Samuel M. Gardenhire. Aus dem Englischen.

Lebende Bilder. Von Paul Oskar Höcker. 2 Bände.

Fatme. Von Börge Janssen. Aus dem Dänischen.

Die Geschichte einer wandernden Liebe. Von Marie Diers.

Mein Freund der Chauffeur. Von C. N. und A. M. Williamson. Aus dem Englischen. 2 Bände.

94347 15.10.05 10 €

Achtundzwanzigster Jahrgang

Hardy von Arnbergs Leidensgang. Von Ida Boy-Ed. 2 Bände.

Der Fall von Millbank. Von G. D. Eldridge. Aus dem Englischen.

Kismet. Von Severin Lieblein. Aus dem Norwegischen.

Die schöne Melusine. Von Victor v. Kohlenegg. 2 Bände.

Die Schatzinsel. Von L. J. Vance. Aus dem Englischen.

Komödianten. Von Carry Brachvogel.

Die stolze Katharina. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die verschwundene Frau. Von Max Dürr.

Das gastliche Haus. Von J. W. Tompkins. Aus dem Englischen.

Der gemordete Wald. Von Fedor von Zobeltitz. 2 Bände.

Ein Gemeindekind. Von T. Combe. Aus dem Französischen.

Pastings Duve. Von Marianne Mewis.

Raffles als Richter. Von E. W. Hornung. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Cenzi von der blauen Genziane. Von Richard Voß.

Leslie und ihre Verehrer. Von Anne Warner. Aus dem Englischen.

Der Roman einer Hofdame. Von Ruth Freifrau von Gagern-Kospoth (Ruth Gräfin Fau). 2 Bände.

Der Inspektor auf Siltala. Von Harald Selmer-Geeth. Aus dem Schwedischen.

Der Nebelreiter und andere Geschichten. Von Helene Raff.

Die letzte Karte. Von Henry de Vere Stacpoole. Aus d. Englischen. 2 Bde.

Neunundzwanzigster Jahrgang

Die Liesegang-Mädchen. Von Victor v. Kohlenegg. 2 Bände.

Die Herzogin von Plaisance. Von Richard Voß.

Seine Stunde. Von Elinor Glyn. Aus dem Englischen.

Allzumal Sünder. Von Charlotte Niese. 2 Bände.

Der Mann im Keller. Von Palle Rosenkrantz. Aus dem Dänischen.

Stille Wasser. Von Emmi Lewald (Emil Roland).

Ruhm. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Roberts Brautfahrt. Von Jean de la Brète. Aus dem Französischen.

Lebendig begraben. Von Arnold Bennett. Aus dem Englischen.

Musikstudenten. Von Paul Oskar Höcker. 2 Bände.

Misericordia. Von Johannes Höffner.

Das wollene Kleid. Von Henry Bordeaux. Aus dem Französischen.

Der Traum des Johann Senapius. Von Marie Diers. 2 Bände.

Der lange Arm. Von S. M. Gardenhire. Aus dem Englischen.

Ein neuer Band höchst spannender und vorzüglich erzählter Kriminalgeschichten des den Lesern von Engelhorns Romanbibliothek bereits wohlbekannten Verfassers.

Das Glück des Hauses Rottland. Von Julius K. Haarhaus.

Ein hochoriginneller Eifelroman von einem alten Freiherrn und seiner jungen Frau aus niederm Stande, von Glücksvögeln und Kühen! Alles ist fein humoristisch, teilweise mit kräftigem Realismus gegeben und doch rührend und poetisch ausklingend.

Tragödien der Zeit. Von Richard Voß. 2 Bände.

Das jüngste Werk des Dichters führt uns in die Stadt Goethes und Schillers, in das Weimar der letzten Jahre; es ist ein hinreißendes Zeitgemälde, das Voß hier mit seiner Meisterhand vor uns entwirft. In Charakteren, Einzelgestalten von monumentaler Größe und Einfachheit zeichnet er die widerstreitenden Strömungen unsrer heftig gärenden Zeit.

Um Frauenehre. Von Mrs. Belloc Lowndes. Aus dem Englischen.

Mit atemloser Spannung verfolgen wir in diesem glänzend aufgebauten, packenden Roman die tragischen Folgen eines Schrittes vom Wege und die verzweifelten Bemühungen des Helden, den Ehrenschild der geliebten Frau bis über ihren Tod hinaus vor der Welt rein zu erhalten.

Auf Messers Schneide.
Von Else Franken.

Ein glänzend geschriebener Hochschulroman der beliebten Schriftstellerin aus einer Universität des deutschen Nordens, der das Wesen einer solchen Gelehrtenrepublik mit großer Sachkenntnis an einer Reihe scharf und doch liebevoll beobachteter Typen schildert. Aber es fehlt auch nicht an einer jener Hochschultragödien, die gelegentlich im Verborgenen spielen und auch andere, Unschuldige in den Sturz hineinziehen.

Das Jahr des Irrtums. Von Walther Schulte vom Brühl. 2 Bände.

Unterstützt von seiner feinen historischen Bildung und getragen von starkem künstlerischem Empfinden, zeichnet der bekannte Verfasser der „Revolutzer" und des „Frühlingsevangelium" mit vollendeter Meisterschaft die große Zeit vor hundert Jahren in ihrem heroischen Aufschwung wie in ihren stilleren, vom Wege abseits liegenden idyllischen Episoden.

Dreißigster Jahrgang

Der Schläfer von Sulz.
Von Hermann Stegemann. 2 Bde.

So lebendig die ganze landschaftliche Umwelt und das Volksleben geschildert sind, das Werk erhebt sich doch weit über die Dorfgeschichten gewöhnlicher Art und wächst zu einem Drama empor, in dem der alte Kampf zwischen Licht und Finsternis, zwischen dem Idealismus einer hochgestimmten Seele und den brutalen Mächten des Stumpfsinns und der Selbstsucht durchgekämpft wird.

(Staatsanzeiger für Württ.)

Du mußt mir glauben!
Von Hanns von Zobeltitz.

Der große Reiz dieser Erzählung beruht keineswegs nur auf diesem glänzend entwickelten kriminellen Vorwurf, dessen Behandlung den Leser bis zur letzten Seite in stärkster Erregung hält. Es ist vielmehr die feine psychologische Begründung, es sind tiefe Seelenvorgänge, die der reifen Dichtung ihren großen Zauber verleihen und ihre nachhaltige Wirkung.

Paul Becks Untersuchungen.
Von M. Mc Donnell Bodkin.

Eine Reihe glänzend geschriebener Kriminalgeschichten, deren Held, der den Lesern von Engelhorns Romanbibliothek wohlbekannte Detektiv Paul Beck, sich auch hier das Interesse und die Bewunderung seiner zahlreichen Freunde zu erhalten weiß.

Das Heiratsdorf.
Von Hanny Lambrecht.
2 Bände.

Amüsante Typen, urwüchsige Milieuschilderung, eine hinreißende Handlung — das sind die Merkmale dieses glänzend geschriebenen Wallonenromanes, den wir mit Freude und Befriedigung aus der Hand legen.

In der Schuld und andere Geschichten.
Von Hermine Villinger.

Die Gestalten Hermine Villingers stehen alle in überraschender Lebendigkeit vor uns; frischer köstlicher Humor wechselt mit tragischer Größe, und sei es nun, daß die Verfasserin uns zu ihren besondern Vertrauten, den Schwarzwälder Bauern, führt oder uns das innere Werden eines begabten Lehrersohnes miterleben läßt — stets stehen wir im Bann ihrer außerordentlichen erzählerischen Begabung und künstlerischen Reife.

Meine Töchter.
Von Dora Melegari.
Aus dem Französischen.

Außerordentlich fein ist es, wie sich in diesem höchst anziehenden Roman in den Charakteren der drei Töchter die Natur der erzählenden Mutter spiegelt, wie die Töchter sich im Sturm der Leidenschaften durch Lüge und Unglauben hindurch entwickeln und läutern müssen.

Bravo rechts! Von Ossip Schubin.
2 Bände.

In überaus packender Weise und munter schillernden Farben zeichnet Ossip Schubin hier ein treffendes Bild der bevorzugtesten Kreise des böhmischen und österreichischen Adels. Wundervoll frisch und lebendig sind diese Gestalten gesehen, ist die atemraubend spannende Handlung erzählt, während ein prickelnder Humor das Ganze durchzieht.

Mit Marschall Vorwärts.
Von Hanns von Zobeltitz.

Nur ein gründlicher Kenner der Jahre 1813/15, ein wirklicher Dichter und ein leidenschaftlicher Patriot konnte diese ergreifenden, herzenswarmen Erzählungen schreiben, die in unserm Volke stärksten Widerhall finden müssen.

Milchen, Malchen und die Glasservante

Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker

Band 7

Einunddreißigster Jahrgang

Milchen, Malchen und die Glasservante

Novellen von

Else Franken

Stuttgart 1914
Verlag von J. Engelhorns Nachf.

Alle Rechte, namentlich das Übersetzungsrecht, vorbehalten
Copyright 1914 by J. Engelhorns Nachf.

THE JEAN AND ALEXANDER
HEARD LIBRARY
VANDERBILT
UNIVERSITY
NASHVILLE TENNESSEE

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Milchen, Malchen und die Glasservante

Der Sigi stand im Garten und schleuderte seinen großen lederbraunen Gasball in die Lüfte. Der Ball war einer seiner besten Kameraden, und der Junge kniff, so oft der Ball stieg, seine blauen Augen zusammen, denn die Morgensonne stand blendend am Himmel. So schaute er dem Fluge nach.

„Wenn ich der ‚Argos' wär'" — so hieß sein Ball — „ich käm' gar nicht wieder 'runter."

„Na, du hast's ja gut vor. Was wollt'n da dein Papa machen?" Robert, dem Gärtner, schuckelten die Schultern vor verhaltenem Lachen. Die beiden Leute standen auf dem großen Rasenplatz, und Robert schnippelte mit der Baumschere an den Rosenhochstämmen herum, die sich vor Blütenpracht nicht zu lassen wußten.

Das helle Haus, breit und wohlig in Grün gebettet, prunkte mit seinen weißroten Markisen und blumenbestandenen Balkonen.

Sigi stand mit seinen kräftigen, braunen Beinen — er trug gelbe Schuhe und kurze Wadenstrümpfe zu seinem weißen Matrosenanzug — gerade vor der Parterreveranda.

Er hatte eine plötzliche Geringschätzung gegen diesen servilen Ball, der so gar keine eigene Initiative kannte, und so ließ er ihn aus den Händen gleiten. Und weil er augenblicklich nicht wußte, was er mit sich anfangen sollte, so legte er seine beiden kräftigen Hände an den Mund und schrie zum großen Mittelfenster hinauf: „Theo, Theo!"

Der Papa erschien sofort am offenen Fenster. Er stak auch in einem weißen Waschanzug und sah flott und jugendlich aus. Wenn man aber näher zuschaute, sah man freilich

um seine Schläfen ein Gekrabbel kleiner Fältchen, und in seinem dicken Buschen dunkelblonder Haare schimmerten schon ein paar Silberfädchen.

Der Freiherr von Palm war schon seit einem Jahrzehnt Major a. D.; daher kamen die Mißmutfältchen. Und seit neun Jahren, seit der Klapperstorch den Buben gebracht hatte, war er Sigis einziger Erzieher. Daher kamen die vergnügten Lachfältchen, und die beiden Sorten liefen kraus durcheinander.

„Willste mit mir bummeln kommen, Theo?" schrie der Junge.

„Nee, Sigi," antwortete der Papa, „komm lieber mal 'rauf, wir wollen mal was zusammen besprechen, ganz was Neues."

„Wenn das Neue nur auch immer das Gute wär'!" schrie der Junge zurück, und nun lachten die beiden Palms, Vater und Sohn, denn sie hatten eine ganze Menge solcher ernsthaften Floskeln, die sie gelegentlich von guten und pedantischen Leuten aufschnappten.

Der Papa lachte aus der Ungebundenheit seines unverwüstlich heiteren Temperaments, und der Sigi lachte doch oft rein wie ein Affchen. Und auch wieder nicht ganz wie ein Affchen, denn er hatte so eine Art verständnisahnenden Feingefühls für die vielen Dinge, die der Papa vorbrachte, und die vorläufig noch außerhalb seines Horizontes lagen.

Der Major wandte sich in das Zimmer zurück, wo seine bildhübsche kleine Frau mit gekreuzten Füßchen in einem langen hellen Bambusstuhl lag. Von der Mama hatte der Junge die Fülle feiner, schwarzer Löckchen und die saphirblauen Augen im bräunlichen Gesicht.

„Kitti" — bat Herr von Palm — „du könntest mit dem Sigi reden, mir drückt's ja das Herz ab."

„Bewahre," meinte sie mit einem gelassen mokanten Lächeln, „der Mensch ist frei geboren — das hast bekanntlich du ihn gelehrt, nicht ich; nun sieh zu, wie du mit ihm fertig wirst."

Sie hörte schon des Knaben Schritte im Nebenzimmer; der flog wie eine Kanonenkugel auf seine Mama zu, aber der Vater fing ihn auf. „Sachte, junger Herr; die Mama

ist kein Sturmbock, die ist fein und zart und jetzt sehr der Schonung bedürftig."

„Na, will ich sie denn fressen?" fragte Sigi. „Ich hab' sie doch seit gestern abend nicht gesehen, nicht wahr, Kleines, wir bangen uns schon alle beide?"

Die Sonne war durch Stores und Efeugitter vom großen lichten Zimmer abgehalten; aber ihre Strahlen huschten durch die kleinsten Lücken und Spältchen und hefteten sich als zitternde Flecken auf farbige Seidenpolster und gleißendes Schmuckgerät.

„Hör mal, mein Junge," sagte der Major langsam, „die Mama ist doch recht krank gewesen, nicht wahr?"

Sigi nickte und schob nachdenklich seine kleine Unterlippe vor. Die beiden saßen nun auf niedrigen Hockern neben dem Ruhebett.

„Jetzt wird es hier heiß, das kann sie schlecht vertragen. Sie soll Höhenluft haben, verstehst du, auf einen hohen Berg soll sie."

„Wo schlafen wir denn da?" fragte Sigi erstaunt.

Die Eltern sahen sich halb lustig, halb bekümmert an.

„Weißt du, auf solchen Bergen stehen große Hotels, in denen immer viele Fremde wohnen."

„Famos!" schrie Sigi.

„N'ja," meinte der Papa und machte eine Verlegenheitspause. „Aber der Onkel Doktor sagt, wir sollen allein reisen, die Mama und ich, damit sie es ganz ruhig und still hat, und darum sollen wir dich nicht mitnehmen."

„Aber, Theo, der Mann hat wohl 'nen Klaps?" fragte Sigi erstaunt. „Ich werd' mich doch wohl ruhig und anständig halten können?"

„Nee, Sigi, sag das nicht. Sieh mal, 'ne Weile geht's. Aber so auf die Dauer, da wirst du uns am Ende selber noch krank, denn wie lautet der oberste Leitsatz?"

„Der Mensch ist frei geboren," sagte Sigi kleinlaut. Die Stimme klang ein bißchen unsicher. Noch nie war er von den Eltern getrennt gewesen.

„Und darum sollst du so lange zu Tante Eberhardine."

So, nun war es 'raus.

„Die kenn' ich doch gar nicht. Wer ist 'n das?"

„Das ist meine Großtante."

„Jung?"

„Nee." Der Major mußte lachen. Das Freifräulein Eberhardine von Gladingen-Krux war „übriggeblieben". In ihrer Jugend waren sie und ihre Schwestern arme Mädchen gewesen, mittellose Offizierstöchter. Zwei waren ins Stift gegangen, eine hatte geheiratet — Eberhardine hatte sich, bald als Gast, bald als Pflegerin, in vornehmen Familien herumgeschoben, viele, viele Jahre. Dann, ganz allmählich, hatte sie geerbt, von verschiedenen Seiten. Das hatte sich so zusammengeläppert. Nun war sie relativ reich, aber es war zu spät gekommen; an ihrem Leben konnte es nichts mehr ändern. Denn alle waren tot, mit denen sie jung gewesen war. Sie aber hatte der Tod vergessen, auch da war sie übriggeblieben.

Die lebte nun in einem alten ererbten Hause im Weichbild einer kleinen, verschlafenen Stadt. Mit den Verwandten hielt sie nur noch brieflichen Verkehr, und auch das nur noch zu den hohen Festen. Aber man verehrte sie sehr und nannte sie das „Familienarchiv", weil sie so getreulich Buch führte über alle Glieder ihrer weitverzweigten Sippe.

„Nee," sagte also der Major, „jung ist sie ja nicht..."

„Dann fällt's mir gar nicht ein," sagte Sigi und schlug sich auf sein Knie, daß es klatschte.

„So," sagte bedenklich der Papa, „eigentlich schade, da ist nämlich sehr viel Hübsches in dem alten Hause."

Sigis Mama räusperte sich bedeutsam, und der Junge rief: „Fang bloß nicht an zu flunkern, Theo!"

„Nee, wirklich nicht," sagte der Papa und sah höchst nachdenklich aus, denn er war als junger Dachs mal bei der Tante gewesen und sann nun angestrengt zurück, aus welchen Besitztümern der alten Gnädigen sich wohl ein Köder für seinen Jungen gewinnen lassen werde.

„Weißt du," erzählte er endlich, „das ist ein sehr altes Haus, da hängen Ahnenbilder und alte Waffen..."

„Pöh!" machte Sigi geringschätzig.

„Und 'n Spinnrad ist da, und 'ne Glaskugel, in der's schneit, wenn man schüttelt."

„Nu flunkerst de ja doch!"

„Parole d'honneur" — hier fühlte der Major sicheren Boden; die Glaskugel hatte er ja doch selbst in der Hand gehalten.

„Und da sind Milchen und Malchen."

„Wer?" fragte Sigi interessiert.

„Milchen und Malchen, die zwei Dackel!"

Des Jungen Augen blitzten. Immer und immer hatte er sich einen Terrier gewünscht oder einen Dackel; aber die nervöse Mama hatte eine Abneigung gegen alle Hunde im Hause.

„Und dann ist da noch etwas sehr Interessantes, nämlich eine Glasservante."

„Was ist 'n das für 'n Ding?"

„Nee, mein Alter," sagte der Major und stand von dem Hockerchen auf, das ihm unbequem wurde, „wenn ich dir alles haarklein beschreibe vorher, dann bleibt ja keine Überraschung übrig. Es ist ja auch nur für vier Wochen."

Hier räusperte sich die Mama wieder, denn für ihre Reise war eine bedeutend längere Zeit in Aussicht genommen.

„Und die Tante Eberhardine schreibt auch schon, daß sie sich sehr auf dich freut. Und nun komm mal ein bißchen bummeln; zu Tisch erklärst du dich dann, ob du willst."

„Und wenn ich nu nich will?"

„Dann mußte."

„Denn der Mensch ist bekanntlich frei geboren!" rief die Mama den beiden nach und schüttelte lachend den Kopf. Die alte Dame hatte nämlich geschrieben, daß der Himmel in ihrem langen Leben manche Prüfung über sie verhängt habe; so wolle sie auch diese neue für Bestimmung halten und sich ihr unterwerfen.

Ehe sie ihren Morgenbummel antraten, einen Rundgang durch den ganzen Wirtschaftsbetrieb, bei dem der Major scharf um sich sah, denn er hatte alle seine Angelegenheiten in fester, straffer Hand, schlüpfte Sigi für einen Augenblick in die Schulstube. Die lag zu ebener Erde, weil man so am bequemsten gleich aus dem Fenster ins Freie springen konnte.

Und das hielt „Theo" für sehr nötig, denn sein Bub sollte nun wirklich einmal „in Freiheit" dressiert werden. Es paßte ihm auch gar nicht recht, das Kind für eine Weile

aus der Hand zu geben. Aber die Mama ging augenblicklich vor, und wenn schon, dann schon lieber in die völlige Rückständigkeit jenes verlorenen Weltwinkels. Am Ende war es sogar ein ganz lustiges Experiment, wie der Sigi sich da aus der Affäre ziehen werde. Sigi, der bei seiner Mama halb spielend Französisch lernte, und der viel weiter war als seine Altersgenossen, schlug im Wörterbuch „servante" auf: servante = die Magd, die Dienerin.

Der Vater hatte ihm von Vaucanson gesprochen, dem Pariser Mechaniker, der die herrlichen Automaten gebaut hatte, künstliche Menschen, die gehen, sprechen, singen konnten. Daß man so was bloß mit Federchen und Räderchen zuwege bringen konnte, nee, das glaubte er nicht. So 'n ganz klein bißchen Seele mußten solche Kunstmenschen doch wohl in sich haben. Auslachen wollte er sich aber nicht gern lassen. Drum behielt er diese Ansicht schon lieber still für sich.

Als er aber mit seinem seidenen Jockeimützchen auf dem dunkeln Krauskopf beim Vater anlangte, erklärte er sich bereit, zur Tante Eberhardine zu reisen. Milchen, Malchen und die Glasservante hatten gesiegt. Und der Major nickte still vor sich hin, es freute ihn, daß der Junge dieses Novum ohne eine Spur von Sentimentalität behandelte.

⊕ ⊕ ⊕

Ganz so ruhig sah es in des Kindes Herzen aber denn doch nicht aus.

„Weiber schwatzen" — hieß der zweite Lehrsatz bei den Palms; die Mama war natürlich ausgenommen.

Der Major, der in seinen frühen Kinderjahren in den leiblichen und geistigen Drill des Kadettenhauses eingezwängt gewesen war, wollte für seinen Jungen keinen schematischen Drill, keine Theorieen, keinen Formel- und Regelkram — mindestens für das erste Jahrzehnt unbedingt nicht. Was seine Augen schauten, seine Sinne eintranken, was sein Herz so ganz von selbst bewegte, das sollte auf ihn wirken — sonst nichts.

Ganz von selbst hatte der Sigi Lesen und Schreiben gelernt, hatte sich die Buchstaben erfragt, bei den Eltern, in der Küche, im Stall, wie es sich traf. Nun grub er sich in

Dichtungen ein, deren Bilder — der Major hatte eine Vorliebe für schön illustrierte Werke — ihn zunächst angezogen. Die Abenteuer des Helden von la Mancha, des Don Quichotte, Gullivers Reisen hatte er verschlungen. Immermanns „Münchhausen" war ihm in die Hände geraten und Fouqués „Undine". Nun arbeitete sein geschontes Denken mit besonderer Kraft nach der Seite des Phantastischen.

Weiber schwatzen! — Der Sigi trug seinen Kummer still in sich. So leicht also trennten sie sich von ihm.

Sie reisten auf den hohen Berg, wo in den Säulenhallen eines weißen Marmorschlosses die vielen Fremden ein und aus gingen. Die konnte die Mama ertragen — aber ihren kleinen Sigi nicht!

So mußten es wohl stille, feierliche Menschen sein. Er dachte an einen alten Kupferstich in einer der Fremdenstuben, oben im Giebel des Hauses. Der stellte ein antikes Gastmahl dar. So, in feierlichen Faltengewändern, Kränze auf den dunkeln Haaren, mochten vielleicht die Fremden auf dem hohen Berge schreiten.

Auch Adler horsteten droben, und Nebel und Wolken schifften vorüber, greifbar nahe, wenn man erst oben stand.

Da sollte die kleine Mama hin, die immer weiße Kleider und dünne Seidenschuhe trug — und er selbst sollte zu einer alten, alten Frau, die mit zwei Dackeln und einer Glasservante hauste. Robert würde sich seine Livree anziehen, die er immer trug, wenn er mit bei Tafel bediente. Und der würde ihn hinüberbringen nach Wüstenfelde.

Komischer Name! Direkt zum Graulichmachen!

Vor dem Kinde dehnte sich eine unübersehbare Feldbreite, tauüberperlt unter schwerem Gewitterhimmel, über der ganze Züge schwingenschlagender Raben krächzten.

Sein Herz war ihm schwer, denn er fürchtete sich vor der Fremde, und darüber schämte er sich.

Aber Weiber schwatzen! — Jungen schweigen über so was. Und so bohrte er die Fäuste in die Hosentaschen, schob seine Unterlippe vor und trug seine ganze kleine Person so fest und hochmütig, als ob er sagen wollte: Kommt an — den Sigi schmeißt ihr noch lange nicht.

Und so stand er auch beim Abschied vor den Eltern, mit

denen zusammen er die ersten zwei Stunden in der Bahn gefahren war. Die Eltern schlossen ihn zum Abschied in die Arme, taten aber sonst, als ob diese erste Trennung das Einfachste und Alltäglichste wäre. Das hatten sie sich vorher als ganz besonders vernünftig überlegt.

Es ging auch alles so schnell. Den Sigi hob ein Schaffner, sehr zu seiner Entrüstung, in den Wagen — der Zug mit Papa und Mama war schon längst seinen Blicken entschwunden.

Die Eltern hätten das Kind zur Tante bringen können, aber sie wollten der alten Dame keine Unruhe ins Haus tragen. So kletterte der Robert schwerfällig nach. Es roch im alten Wagen der kleinen Sekundärbahn nach Kohlendampf, Maschinenöl und brüchigem alten Leder, und der Sigi trug in seiner Brust ein Herz, das flatterte doch sonst wie ein lustiger, leichtbeschwingter Vogel. Heute aber war es, als läge es in einer derben Faust, und die drückte es aus Leibeskräften plump zusammen.

Der Robert schwatzte, und das Bummelbähnchen hielt aller naselang. Die Gegend war eben wie ein Teller. Feld grenzte an Feld, und das Korn fing an zu gelben. Über den blauen Sommerhimmel schifften weißgoldene leichte Wölkchen, und auf den Stationen stiegen die Reisenden aus und ein. Es waren fast lauter bäuerliche Gestalten, behäbige Frauen in Blaudruckkleidern mit Tragkörben auf dem Rücken, und Männer, denen man die ländliche oder handwerkerliche Hantierung ansah.

Das war alles so urgesund und alltäglich, daß sich das Kinderherz allmählich beruhigte und dann sogar interessiert wurde. Denn der Sigi war ein Menschenfreund, und sein Vater hatte ihm niemals hineingeredet, wenn er die Leute für ganz vorzüglich und unbedingter Wertschätzung für würdig erachtete.

⊕ ⊕ ⊕

In ihrem geräumigen Wohnzimmer saß das Freifräulein Eberhardine von Gladingen-Krux in einer der zwei tiefen Fensternischen. Sie saß gerade aufrecht trotz ihrer hohen Jahre und hatte ein veilchenfarbenes Seidenkleid an, das bei jeder Bewegung leise raschelte. Vor ihr, auf einem polierten Tischchen, mit Messingbeschlägen, lag eine große

Strickarbeit. Aber ihre vornehmen mageren Hände, an denen das Netz der Sehnen und violetten Adern hervortrat, lagen müßig im Schoße.

Das große Zimmer war mit altmodisch behäbigem Hausrat fast überfüllt, und von der Tapete sah man nicht viel, so dicht waren die Wandflächen mit alten Bildern behängt.

Für die alte Dame waren diese ehrwürdigen und pompösen Porträte von so frischem Leben erfüllt, daß sie gar nicht besonders vieler Beschäftigung bedurfte. Sie wurde nie müde, den alten Geschichten zu lauschen, die diese vornehmen Herren und Damen ihr erzählten, die ihr nach ihren Kräften die Geschichte mehrerer Jahrhunderte repräsentierten.

Der Gegenwart und ihren Interessen stand die Freiin Eberhardine skeptisch gegenüber, sie fand sie „vulgär".

Daß da aber dieser kleine Sigismund von Palm in ihren Gesichtskreis treten würde, das interessierte sie, nachdem sie den ersten Mißmut über die Störung überwunden hatte. Leider war ja der kleine Palm kein Gladingen-Krux — aber immerhin, es gab auch hier Blutsgemeinschaft, und der Familienkultus war die letzte und zäheste Passion der alten Gnädigen.

Auf dem Lande aufgewachsen, wird er ein kleiner Dorftölpel sein — dachte die alte Dame, und ihre feinen Nasenflügel blähten sich hochmütig — oder ein Zierpflänzchen, vom Hofmeister gedrillt. Sie hielt nichts von der heutigen Kindererziehung: kein Respekt vor der Vergangenheit, kein Feingefühl für Distanzen, keine Gottesfurcht, keine Konduite.

Der alte Zenker in seiner goldbordierten, lederfarbenen Livree trat leise herein.

„Freiherr Sigismund von Palm-Everdingen!" meldete er mit seiner ruhigen, ebenen Stimme, aber es glimmerte ein wenig in seinen alten trüben Augen. Er war in der Familie ergraut, er kannte jedes Reis am alten Stamm.

Im nächsten Augenblick stand der Sigi, sein blaues Seidenmützchen in der Hand, vor seiner Urgroßtante; und weil sie stumm blieb und ihm nur scharf und forschend in die Augen sah, so tat er einen kleinen Seufzer und sagte, sich gleichsam vorstellend: „Ich bin der Sigi Palm — aber das hast du dir wohl schon selber gedacht."

„Warum seufzest du, Sigismund?" fragte die alte Dame und strich mit ihrer schmalen, kühlen Hand die Löckchen aus der steilen Knabenstirn. Sie meinte, aus der Schädelbildung den Charakter ziemlich richtig beurteilen zu können. Es lag also nicht eigentlich Wohlwollen in der Bewegung der alten Hand.

Sigi lachte plötzlich. „Wenn man das immer so wüßte!" — Er sah sehr anziehend aus, wenn er lachte.

„Und du willst nun eine lange Weile bei mir bleiben, in dem stillen Hause hier?"

Sigi seufzte wieder, ohne daß er selbst eine Ahnung davon gehabt hätte: „Theo sagt ja, daß du dich sehr auf mich gefreut hast — da wird es schon ganz gut gehen."

„Wer ist Theo?"

Nun lachte Sigi aber ganz ungescheut. „Weißt du denn nicht, Tante Eberhardine, daß dein Neffe, der Major von Palm, Theo heißt?"

„Deinen Vater nennst du Theo?" fragte die alte Dame mit erschrocken aufgerissenen Augen. Es war richtig. Der Junge sah prachtvoll aus, kräftig, intelligent und völlig eigenartig — aber er hatte keinen Respekt und keine Konduite — absolut keine Konduite!

„Wie kommst du denn dazu, Sigismund? Empört das deinen Vater nicht, wenn du ihn beim Vornamen nennst, oder tust du es nur hinter seinem Rücken?"

„Nee," sagte Sigi völlig gleichmütig, „hinter Theos Rücken brauch' ich gar nichts zu tun, denn Theo ist mein Freund. Mein bester auf der ganzen Welt. Darum, hat er gemeint, wollen wir uns beim Vornamen rufen, das ist gemütlich. Findest du das nicht?"

„Und wenn du eine Dummheit machst?"

„Dann erzählt mir Theo noch eine größere aus seiner Dummenjungenzeit. Und dann lachen wir und schämen uns ein bißchen, und dann ist's wieder gut."

Die Urgroßtante versank in tiefes Nachdenken und vergaß den kleinen Jungen, der still neben ihr stehen blieb und seine saphirblauen Augen spazieren schickte über die dunkeln Ölbilder und den mächtigen Kronleuchter aus Tausenden vergilbter Tropfen und Tränen von Kristall und über die

vielen abgeblaßten Kissen, auf die Wappen und Blumenstücke in unbegreiflich feinen, kleinen Stichen gestickt waren.

Er fühlte, daß der Gedankenfaden zwischen ihm und der alten Dame für den Augenblick abgerissen war. Er schob seine Unterlippe vor, zog die Brauen zusammen und starrte aus dem Fenster.

Die Sonne ging hinter einer schwarzen Wand von alten Bäumen unter. Ganz oben, wo die letzten Strahlen noch hintrafen, sah das Laub aus wie flüssige Bronze, und nichts rührte sich weit und breit.

Sigi fühlte mit einem Male heftigen Hunger. Er war froh, als die Urgroßtante aus ihrem Sessel aufstand. Sie war eine große, schlanke Frau, die sich für ihre hohen Jahre mit leichter Anmut bewegte.

„Wir wollen zu Tisch gehen," sagte sie, und da erscholl von nebenan der Klang eines feinen silbernen Glöckchens.

Das Eßzimmer war auch in dunkeln Farben gehalten, aber der gedeckte Eßtisch funkelte dem Kinde verlockend entgegen; ein hoher Silberleuchter mit drei gelben Wachskerzen stand in der Mitte des Tisches. Eben verließ der alte Diener geräuschlos das Zimmer.

Sigis Gedeck war dem der alten Dame gegenüber aufgelegt. Die hatte Tee und feine dünne Zwiebäcke. Der Sigi hatte ein Brötchen, ein Ei und ein Glas Milch.

„Willst du das Gebet sprechen, Sigismund?" fragte die Freiin Eberhardine.

Der Knabe schwieg und errötete bis hinauf unter sein dunkles Kraushaar.

„Betest du nicht, Sigismund?" Das klang streng.

Das Rot flammte noch stärker. „Nur wenn ich ganz allein bin," sagte er stockend und fügte leise hinzu: „Und auch nicht so sehr oft."

„Nicht täglich?" Der dunkle Blick lag wie ein Bleigewicht auf dem Knaben. Aber die strenge Fragerin imponierte ihm, sonst hätte er auf solche indiskrete Frage gar nicht geantwortet.

„Theo sagt, den lieben Gott belästigt man nicht mit Kleinigkeiten. Ich bete nur, wenn ich sehr froh bin oder sehr betrübt. Aber dann hört er auch hin."

„So ist das," sagte Eberhardine von Gladingen langsam.

Eigentlich gefiel ihr das. Sie hatte so oft das müde, zerstreute Pflichtgestammel betender Kinder mißbilligt. Aber sie zog ihre Brauen hoch, als der Junge noch hinzufügte: „Beten ist überhaupt Privatsache; vor andern Leuten, das schickt sich nicht, da würd' ich mich schämen."

Kurioses Pflänzchen! Konduite hat er schon, aber ganz anders als wir, dachte die Urgroßtante und forderte Sigi zum Essen auf. Sie selbst füllte sich ihre papierdünne Chinatasse mit dem stark aromatischen Trank und krümelte mit ihren langen, schmalen Fingern etwas Gebäck hinein.

„Laß dir's schmecken, Kind," sagte sie gemessen freundlich und versank wieder in Schweigen. Ihre Gedanken bewegten sich im versonnenen Paßgang des Alters um diesen kleinen Menschen, der seinen Vater Theo nannte, und der den lieben Gott nicht mit Bagatellen behelligen wollte. „Vulgär" war das nicht.

Sigi hatte seine kleine Mahlzeit unglaublich schnell beendigt. Er sah sich um. Ob wohl die alte Tante arm war? Dann wäre er ja ganz gern hungrig zu Bett gegangen.

Aber auf der großmächtigen Polisanderkredenz stand schweres Silbergerät, und die Tante trug sich wie eine ganz vornehme Dame. Arme Leute, sahen anders aus. Immerhin leicht war es nicht, zu bitten, wo er eben erst ins Haus getreten war.

„Du hast wohl nie einen kleinen Jungen gehabt?" fragte er.

„Nein," sagte die Urgroßtante, „als ich jung war, habe ich immer unter alten Leuten gelebt."

„Ganz schrecklich!" meinte Sigi unbefangen.

Nun senkte sich wieder die Stille nieder. Der Junge pickte mit dem Zeigefinger ein paar Krümchen auf und ließ wieder seine Augen wandern. Dann lächelte er plötzlich listig und sagte unvermittelt: „Aber in der Bibel lese ich manchmal."

„Wie kommst du jetzt darauf, Sigismund?"

„Ich dachte gerade an die fünf Brote und die zwei Fische, mit denen der Herr Jesus die fünftausend Mann gespeist hat. Und kam auf jeden einzelnen doch wohl mehr als so ein Brötchen."

Der kluge, alte Blick forschte erstaunt in den hellen, schwarz umsäumten Kinderaugen. Allmählich zog ein Lächeln des

Begreifens über das greise Antlitz. Das Lächeln tat ihr wohl, denn sie hatte seit langen Jahren nur das herbe Spottlächeln über diese neue Zeit gekannt.

Sie drückte auf die kleine silberne Glocke und bestellte Brot, Fleisch und Früchte.

Sigi rief dem alten Zenker noch nach: „Bitte um ein schönes dickes Stück Schwarzbrot."

„Darfst du hineinreden, Sigismund," fragte stirnrunzelnd das Freifräulein, „wenn große Leute sprechen?"

„O ja, Tante Eberhardine, das ist nicht schlimm. Theo sagt, die kleinen Leute merken öfters erst zu spät, wenn sie was Unpassendes tun, weil ihr Herz mit ihnen durchgeht. Das gibt sich später, wenn sie groß werden."

„Ach ja!" Die greise Frau seufzte, und dann wurde es wieder still. Sigi machte sich mit großer Befriedigung über sein Abendbrot her, und die Tante überlegte, ob diese merkwürdige Erziehung jetzt allgemeiner üblich oder ob sie eine Schrulle ihres Großneffen Palm sei, den sie als einen übermütigen Leichtfuß in der Erinnerung hatte.

Als sie aber eben in ihrem Innern die Methode gründlich verurteilt hatte, fiel ihr Blick wieder auf den blühenden Knaben, der so merkwürdig frei aufwuchs: wie fest muß der Kern eines Kindes sein, das die Freiheit verträgt!

Nach dem Abendessen saß Sigi noch ein halbes Stündchen und durfte die Bilder in der Dorébibel ansehen, die er schon kannte. Dann küßte ihn Tante Eberhardine auf die Stirn, und der alte Zenker bekam den Auftrag, dem jungen Herrn sein Zimmer zu zeigen. Das lag am Ende eines langen Ganges, der nur schwach erleuchtet war.

Der Diener trug wieder solchen schweren Silberleuchter und stellte ihn auf den Nachttisch neben das große, dunkle Bett. Die Tapeten der Stube, die kassettierte Holzdecke und die schweren Möbel, alles war in finsteren Farben gehalten; hell blinkten nur die blütenweißen Bettkissen und der gewaltige goldgerahmte Trumeau zwischen den zwei Fenstern.

Sigis Koffer war schon fürsorglich ausgepackt, und Zenker fragte, ganz wie man zu den Großen spricht, ob der junge Herr noch etwas zu befehlen hätte.

„Bitte, sagen Sie doch Sigi und du zu mir, ich bin ja noch ein kleiner Junge."

„Das würde sich wohl nicht schicken und würde die Gnädige nicht erlauben." Aber dem alten Manne lief ein gerührtes Lächeln durch seine verwitterten Züge.

Und dann war der Sigi ganz allein. Er hätte gern die Tür abgeschlossen — so ein altes, finsteres Haus — man konnte doch niemals wissen. Aber wenn er das tat, dann kam vielleicht etwas aus dem drohend mächtigen Eichenspind. Das Bett war zum Glück ganz niedrig, da konnte und konnte nichts drunter stecken. Aber da war noch ein kleines Tapetentürchen — das war eigentlich eine ganz eklige Geschichte — wenn die Glasservante etwa in der Nacht durch diese Tür zu ihm käme! Sigi drückte auf den Knopf des Glöckchens, das auf dem Nachttische stand. Gleich kam der alte Zenker, und Sigi entschuldigte sich vielmals, daß er so spät noch um ein Glas Wasser bäte.

Als nun das schön betaute Glas auf einem Silbertellerchen vor ihm stand, fragte er mit geheuchelter Gleichgültigkeit: „Wieviel Dienerschaft ist eigentlich hier im Hause?"

Der Alte zog verwundert die Augenbrauen hoch. „Drei sind wir, junger Herr. Ich, die Frau Drießen, die den Haushalt besorgt, und Tina, die Magd."

Er wollte schon das Zimmer verlassen, da klang es vom Bette her: „Die Tina — ist das so 'n ganz natürliches Mädchen — so eine richtig mit Fleisch und Knochen?"

„Aber gewiß," sagte der Alte höchst erstaunt, „sie besorgt die grobe Arbeit; sie ist eine sehr kräftige Person. Haben der junge Herr besondere Aufträge für sie?"

„Ach nein!" klang die kleine Stimme wie verloren aus dem Hintergrunde des großen Zimmers — und gleich war der Sigi wieder allein.

Wie ein Pantherkätzchen sprang er zur Tapetentür und riß sie auf. Stak da was Unheimliches, dann war der alte Zenker noch ganz in der Nähe und mußte ihn hören. Aber das kleine Kabinettchen enthielt nur eine blitzblanke zinkene Badewanne und einen sehr vollständig ausgestatteten Toilettentisch.

Gut, daß keiner weiß, wie mir zumute ist — dachte der

Junge und schämte sich in seiner Bangigkeit. Er hatte sein Leben lang neben Papa und Mama geschlafen in einem hellen, freundlichen Zimmerchen mit einem hübschen Eisenbett und weißen Lackmöbeln. Immer hatte er tagsüber reichlich Bewegung im Freien gehabt, hatte geturnt, getollt und gelacht; und oft waren ihm schon die Augen zugefallen, wenn er noch auf dem Bette saß und noch einen Strumpf am Bein hatte. Dann war der Vater noch gekommen, hatte ihn richtig gelegt, dabei wurde man wieder ein bißchen wach. Und Theo hatte dann solche Art, ihm die Decke festzustopfen und ihn auf beide Schultern so ein bißchen derb in die Kissen zu drücken. Dabei hatte man noch geblinzelt und gelächelt, da fühlte man immer einen Starken und Guten über sich. —

Langsam legte der Sigi seine Kleider ab, schlüpfte unter die Decke und blies tapfer sein Licht aus. Dann setzte er sich im Bett aufrecht und besprach sich eingehend mit dem lieben Gott. Zuerst war es nur ein Sehnsuchtsgestammel nach seinem Theo, aber dann folgte eine präzis formulierte Bitte um Schutz gegen die Fährlichkeiten der Finsternis um ihn her. In den Bäumen vor dem Fenster sang und harfte der Nachtwind. Sein Rauschen wurde dem einsamen Kinde zum Schlummerlied.

Am andern Morgen fiel ein gerader, eintöniger Regen in dichten Schnüren herab.

In Sigis Morgentraum plätscherte ein quickes Bächlein. Aber als er die Augen aufschlug, dauerte das Plätschern fort. Die Trina machte nebenan das Morgenbad zurecht. Die Schuhe standen blitzblank vor dem Bette, ein Fensterflügel war geöffnet. Der Junge schleuderte die Decke zurück. Fein, daß der Tag da war!

Als er in die große Stube zurückkam, ordnete der alte Zenker auf dem Tische das Frühstück, denn die Gnädige — sagte er — schliefe in der Nacht doch wenig; das müsse sie am Morgen nachholen.

Das große Schrankungetüm stand geöffnet. Links hatte man alle seine Habseligkeiten eingeräumt, rechts befand sich eine Fülle von Spielzeug und Bilderbüchern.

Nee — sagte sich Sigi — nee, solange es da draußen

Menschen gibt und Tiere und Bäume und Wasser, so lange rühre ich die Holz- und Zinnpuppen nicht an.

Er nahm eines der schön gebundenen Knabenbücher heraus und fing an, während er sich Milch und Honigbrot schmecken ließ, darin zu blättern. In der ersten Geschichte hatte ein Knabe genascht, hatte sich überfuttert, mußte Pein leiden und nahm sich nun vor, nie wieder zu naschen. Sigis Kunsturteil bestand in einem geringschätzigen: „Pöh!"

In den andern Geschichten war es genau dasselbe. Immer hatte ein Junge gelogen oder Tiere gequält oder Geld gemaust. Es waren immer ziemlich schäbige Naturen, die dann aber durch ganz geringfügige Umstände sehr schnell und von Grund aus gebessert wurden.

In einem andern Buche wurden ländliche Vorgänge dargestellt; ein Gewitter, die dörfliche Spinnstube, der Tageslauf in einer Spielzeugfabrik. Aber da war nun ein schrecklich klug redender Vater, der seinen drei Jungen alle diese Sachen erlärte, und die artigen Jungen ließen sich die Weisheit nur so einlöffeln. Immer Sonntags ging der Vater mit ihnen über Land, und dann sagten sie zum Schluß: „Wir danken dir, Vater Biedermann, für diesen genußreichen Sonntagnachmittag."

Nee — sagte sich Sigi — wollen lieber bißchen bummeln gehen. Unten in der Flurhalle stand eine derbe Person, die Trina, über einen Eimer gebückt, in den sie ihre Scheuerbürste eintauchte, denn sie reinigte die schwarz-weißen Fliesen des Fußbodens. In dieser gebückten Stellung traten ihre derben Formen augenfällig hervor, so daß selbst der harmlose Sigi sich sagte: Nee, von Glas ist die nicht, vielmehr ganz sicher von Fleisch.

Sigi fragte nach seinem Robert. Der hatte im Gasthof geschlafen und war in erster Morgenfrühe abgereist.

Der Junge stand da in seinem Regencape und hatte sich den tütenförmigen Capüchon über den Kopf gezogen. Da stand nun die Trina und lachte gutmütig-dumm über das putzige Gnömchen.

Im ganzen Hause rührte sich nichts. Bei der Stille fielen dem Sigi Milchen und Malchen ein, ob er nicht so 'nen verlorenen Blaff von ihnen hören könnte: „Wo sind denn die beiden Dackel, Fräulein?" fragte der höfliche Sigi.

Das Mädchen lachte wieder ihr breites Lachen. „Hunde ham wir nich — die Gnäd'ge leid't ja nich mal 'n Vogel."

Gerade kam der alte Zenker mit den Postsachen.

„Hier sind doch früher zwei Dackel gewesen, Milchen und Malchen?" fragte der Junge ihn kleinlaut.

„Nein, niemals, junger Herr! Solche Hundezucht paßt doch gar nicht in unser stilles Haus."

Sigi errötete heiß vor Aufregung. „Aber eine Glaskugel ist da — nicht wahr, Herr Zenker, in der's schneit, wenn man schüttelt?"

Der alte Zenker begriff nicht den flehenden Angstblick in des Knaben voll aufgeschlagenen Augen.

„O ja!" sagte er. „So 'n Ding liegt auf der Gnädigen Schreibtisch, wenn's der junge Herr sich ansehen wollen?" Und er öffnete die Tür zu einer hübschen Gartenstube gleich unten im Erdgeschoß. Die hatte eine freundliche Blumentapete und helle Seidenpolster von blaß verschossenen Farben. An der Hauptwand stand ein Schrank, wie der Sigi noch keinen gesehen hatte. An den Ecken hatte er dünne gedrehte Holzsäulen, aber sonst bestanden alle vier Wände aus durchsichtigen Glastafeln. Tassen, hohe Pokale und allerlei zierlicher Kram schimmerten dahinter.

Schräg, in ein Fenster gerückt, stand ein großer, alter Schreibtisch aus Mahagoni. Auf dessen Platte lagen viele Dinge, Kontobücher und Schreibmappen, Bilderrahmen standen dahinter, immer mit den Bildern alter Leute, von denen Sigi nichts wußte.

Ganz vorn, zum Beschweren eines Haufens loser Papiere, lag eine große Glaskugel. Sie lag ganz fest, denn ihre Unterseite war abgeplattet. Darin war, aufrecht stehend, eine kleine, sehr bunte Landschaft aufgebaut mit sehr grünen Bäumen und sehr roten Ziegeldächern.

Die Kugel nahm der alte Zenker diensteifrig in die Hand und schüttelte. Da fing es an, in der Kugel von weißen Flöckchen zu stieben. Aber der Sigi sah gleich, daß es nur zerschnippelte und vom Alter vergilbte Federchen waren. Sie fielen ja auch sofort ganz stumpfsinnig zu Boden und bildeten da eine trübselige, kleine Schicht. Schnee! Der Sigi wußte doch wohl, wie Schnee ist — tausendmal schöner

mit seinen glitzernden Eiskristallen als alles Spielzeug da oben.

„Ich danke vielmals, Herr Zenker." Der Alte sah dem Kinde nach, das sacht aus dem Zimmer und aus der Haustür ging. Die Stimme des Kleinen hatte so eigen geklungen.

Draußen stand das Gnömchen zögernd still und schaute sich nach allen Seiten um. Das alte Patrizierhaus der Gladingen, die hier vorzeiten das Land besessen hatten, so weit das Auge schauen konnte, lag ganz am Ende der kleinen Stadt. Die wand sich mit ihren krummen und verwinkelten Gassen rings um den Marktplatz, den eine schöne alte Kirche beherrschte. Der Landbesitz der Familie hatte sich im Laufe von mehr als zwei Jahrhunderten völlig zersplittert, nur noch ein ins Wüste verwucherter alter Garten gehörte dazu. Dafür lagen vor der Stirnseite des Hauses die schweren Laubmassen des Forstes, der auch schon seit Jahrzehnten in Kronbesitz übergegangen war.

Zu den Menschen in der kleinen Stadt zog es den Sigi nicht. Ganz allein wollt' er sein mit seinem schweren Herzen — und so schlenderte er langsam den Bäumen zu, folgte einem schmalen, moosigen Weg und fand auch einigen Schutz vor dem peitschenden Regen.

Noch nie war das Kind allein im Walde gewesen, immer nur an der Seite des Vaters. Nun war das einsame Schreiten so geheimnisvoll, und die grenzenlose Stille machte ihm sein Herz noch schwerer. So eigen eins war ihm sein Herzschlag mit dem Pulsschlag dieser Waldesstille. Nur ein leises Rieseln lief durch die Baumkronen, ein zitterndes Wehen durch Gräser und Farne, und der Specht pickte und hackte.

Die Eltern waren so weit, so unbegreiflich weit fort von ihm. Und der Vater hatte ihn — o Gott, nein — lügen tat er selbst ja nicht einmal, er, der Sigi, der doch so viele Fehler hatte. Aber Sachen versprochen hatte ihm der Vater, die es gar nicht gab, nur damit er sich gutwillig fortschicken ließ. Milchen und Malchen, solche klugen Dackel, nein, wie furchtbar schön waren die mit ihren krummen Beinen.

Er lächelte. Ihm sahen die langen Leiber der komischen Kerle immer aus, als ob sie eigentlich sechs Beine haben müßten, noch so ein paar in der Mitte des Leibes eingeschroben.

Und die lustigen Ohren, die ihnen um die Köpfe flogen — beim Domänenrat Feddersen, wo Theo öfter zu den Jagden war, hatte er sich in die braunen Gesellen verliebt. Und wenn sie was ausgefressen hatten, wie sie dann heranschliefen, furchtbar komisch.

Und nun gab es gar keine Dackel bei Tante Eberhardine, nun war es so still bei ihr wie in der Kirche. Wären Milchen und Malchen inzwischen gestorben, schlimm wär's ja auch gewesen, aber schließlich gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen.

Aber so — erst kam für Theo die Mama — und dann kam also der Sigi noch lange, lange nicht. Der Junge war eifersüchtig auf seine eigene kleine Mama, und das fraß ihm an seinem Herzen.

Bald schlenderte er weiter, bald saß er auf einem Baumstubben, stundenlang, ließ sich ablenken von all dem rührigen, emsigen Leben in Moos und Kraut, vergaß sein Leid, bis es sich wieder über ihn herstürzte.

Er war tief in den Wald hineingeraten und hörte in der Ferne Axtschläge; dem Klange schritt er nach. Er kam auf eine Waldblöße, wo ein Alter und seine zwei halbwüchsigen Söhne unter einem primitiven Schutzdach von Kloben und Brettern ihre Arbeit taten. Sie zersägten Stämme, vierteilten die Kloben, und der eine der jungen Burschen klafterte die Scheite zu Haufen. Der Regen hatte nachgelassen, und die grelle Sonne eines Tages von Gewitterstimmung fiel auf den krautigen Waldboden und das blanke, nasse Buchenlaub.

Der Sigi hing sich sein Cape über den Arm, darunter war es ihm zu heiß geworden. Er strolchte langsam näher, und es wurde ihm ein bißchen leichter in der Nähe von Menschen. Denn die Seele auch solches kleinen Menschen ist ein Instrument mit vielen empfindlichen Saiten. Selten nur klingt eine einzelne Saite; das Leben mit allen seinen Eindrücken und Reizungen läßt immer volle Akkorde erklingen, in denen der einzelne Ton sich ersterbend auflöst.

Sie hielten einen Augenblick in der Arbeit inne und sahen sich den kleinen Jungen in seinem weißen Habitchen an.

„Ich möchte sehr gerne helfen, darf ich?" fragte Sigi.

„Immer helf du," sagte der Alte, „da wer'n mer desto

ehender fertig." Er lachte den Jungen freundlich an. Aber die großen Buben grinsten mit einem Ausdruck, als ob sie über seine Hilfe „pöh" sagen wollten.

Das stachelte. Er fing an, Holzscheit über Holzscheit auf die großen Haufen zu tragen. Er schuftete, daß ihm der Schweiß die Stirn und den Nacken näßte. Alle seine Muskeln strafften sich, die kleine Brust arbeitete, der Atem flog, aber das war schön, da vergaß man sein Leid.

Der gutmütige Alte gebot die Frühstückspause. Er setzte sich auf einen Buchenknorz und nahm umständlich Brot, Speck und ein paar Flaschen mit kaltem Kaffee aus einer Kiepe.

„Willst d' mithalten, Kleener?"

„Furchtbar gern," sagte Sigi strahlend. Die zwei großen Lümmel hatten ihre Jacken ins Gras gelegt und sich daraufgeworfen. Er tat's ihnen nach, so forsch und nachdrücklich, daß ihm seine kleine Kehrseite weh tat. Aber das machte nichts, denn das Speckbrot, das der Alte mit einem stumpfen Taschenmesser absäbelte, schmeckte prachtvoll.

„Sind Sie hier alle Tage?"

„Nu, mir ziehen 'rum, wo grade Arbeit is, Kleener. Das da is woll 's erste selbstverdiente Brot?"

Sigi lachte, und dann besah er sich, eifrig kauend, die hochgeschichteten Haufen und fragte: „Was wird denn nun aus all dem vielen Holze?"

Der eine Junge, Willem, grinste: „Das fahr'n mer alles zum Konditer am Marchte, und der gibt uns davor Kerschkuchen und Besingfladen, einen großen Leiterwachen voll."

Auch der Alte lachte und öffnete zutraulich seine schwarze, zahnlose Mundhöhle: „Glaub das nich, Kleener. Wir arbeiten vor den Herrn Oberförster den ganzen Sommer durch, un das Holz wird hernachen verauktioniert."

Und dann wandte er sich an den Willem: „Mußt keen Kind nich was vorflunkern. Zu enem Kinde muß man immer die reene Wahrheit reden. So e Wärmchen glaubt een ja alles, und solchen Glauben soll mer nich zuschanden lassen werre."

Da stand der Sigi von seinem Baumstumpf auf. Ganz blaß war er geworden, preßte die eine Hand aufs Herz; sein Mäntelchen vergaß er und ging langsam tiefer in den Forst

hinein. Er hörte nur noch, wie der Willem einwarf: „J nu, Spaß wird er doch verstehen."

Sie riefen ihm aber nicht nach, denn weil sein Mantel bei ihren eigenen Sachen lag, so dachten sie, er werde nach ein paar Minuten zurückkommen.

So ä Wärmchen glaubt een ja alles. — Ja gewiß, wenn Theo was sagte, dann glaubte der Sigi ihm alles. Natürlich, ein Leiterwagen voll Besingfladen, das wußte er ja, das war nur Scherz, so dumm war er ja nicht mehr. Aber wenn's nicht so ein handgreiflicher Spaß wär, nun, dann glaubte man eben, was der Vater sagte, denn der kam gleich nach dem lieben Gott; oder für ihn sogar noch — nein, der Sigi bemühte sich, rasch an etwas ganz andres zu denken.

Der Regen setzte wieder ein und prasselte so dicht, daß er durch die Blättermassen schlug und den Jungen bis auf die Haut näßte; seine Bluse klebte ihm an wie eine klatschnasse Badehose. Da stand er still und sah sich um, wie er aus dem Walde käme, und sah von fern auf einer breiten Schneise einen wohlbeleibten, rüstigen Fußgänger daherkommen, der einen gewaltigen Regenschirm über sich aufgespannt hielt.

„Alle guten Geister!" rief der, als er dem nassen, kleinen Menschen näherkam. „Du wirst doch wohl nicht gar der kleine Sigi von der alten Gnädigen sein?"

„Ja, lieber Mann," sagt der Sigi zähneklappernd, „können Sie mir nicht den Weg aus dem Walde zeigen?"

„Ei gewiß, Menschlein," sagte der Herr Doktor aus Wüstenfelde, der ein frischrotes und menschenfreundliches Gesicht hatte, „da wollen wir mal laufen und springen, daß wir ein bißchen warm werden. Weiß denn die Tante Gladingen, wo du steckst in dem Heidenwetter?"

Aber der Sigi konnte nicht antworten, weil ihm die Zähne zu arg aufeinanderschlugen.

So nahm der Hofmedikus der guten Wüstenfelder das Häuflein Unglück auf den Arm und schlug seinen weiten, warmen Havelock herum.

Das Freifräulein von Gladingen war von schwerer Sorge befreit, als man ihr das Kind in die Arme legte. Sie brachte den Sigi selbst in sein Bett, denn er fing an zu fiebern. Seine Bäckchen brannten, und seine Stirn glühte.

Doktor Grundmann legte dem Kinde Eiskompressen auf den Kopf. Da riß Sigi die Augen auf: „Bitte, die Trina, die Trina soll kommen."

Die Trina fühlte sich sehr geniert unter dem Blick der Herrschaft, in deren Gesichtskreis sie sonst niemals kam. Der Junge griff hastig nach ihrem Arm und betastete ihn mit seinen heißen Händchen. — „Nein," murmelte er, „von Glas ist sie nicht und hat nur Gelenke; Scharniere und Federn hat sie nicht." Dann ließ er erschöpft die derbe rote Hand fahren. Er fiel in Schlaf, aber er sprach unruhig vor sich hin, unverständliche, verworrene Sachen, dünkte es den Lauschern, von einem Leiterwagen voll Kirschkuchen, von Milchen und Malchen. Oft kam eine Glasservante vor. Der Junge hatte offenbar Angst, sie könnte zu ihm ans Bett kommen. „Vater!" rief er. „Vater, ein Kind glaubt ja alles!"

„Sein Gemüt ist schwer bedrückt," sagte Doktor Grundmann kopfschüttelnd.

Allmählich verstummte das Phantasieren, die Temperatur sank, das Kind fiel in ruhigen Schlaf. Der Arzt empfahl sich: „Ein Kernbub', Gnädigste. Ich sehe morgen früh wieder vor." Das Fräulein Eberhardine saß noch lange in ihrem tiefen Sessel am Bett ihres Urgroßneffen. Sie lächelte und schüttelte wiederholt den greisen Kopf. Wie konnte einem ein Kind nach einem einzigen Beisammensein so fest ins Herz wachsen, in ein altes Herz, das sich schon von allem Weltlichen losgelöst geglaubt hatte! — — —

Am andern Morgen lachte die Sonne am blauen Sommerhimmel. Der Sigi war bloß ein bißchen heiser, sonst fühlte er sich kräftig zum Bäumeausreißen. Heute saß er schon früh am Eßtisch und frühstückte mit der Tante Eberhardine. Er war wortkarg und schob die Unterlippe vor. Als die Tante dann ihre Tasse von sich schob, fragte er wie aus der Pistole geschlossen: „Tante Eberhardine, hast du eine Glasservante?"

„Gewiß," sagte sie und erhob sich, „die wollte ich dir gerade zeigen, komm nur mit!"

Der Sigi hielt den Atem an — nun also!

Die Tante schritt aus dem Zimmer und stieg langsam die Treppe hinab. Sie trat in die Stube mit der dummen Schnee-

kugel und zog sich einen Schemel vor den gläsernen Schrank. Sigi mußte sich auch ein Stühlchen heranrücken.

„Du weißt doch, Sigismund, daß früher viele Leute solche Glasschränke hatten, und daß man sie Servante nannte?"

„Eine Servante ist eine Dienerin," sagte Sigi mit zusammengezogenen Brauen.

„Daher mag der Name vielleicht kommen. Solche Glasservante diente zum Aufheben von Sachen, die der Familie wert und teuer waren."

Sigi warf einen verlorenen Blick auf die blitzenden Herrlichkeiten hinter den Scheiben; aber seine Augen glitten scheu und trotzig wieder ab.

„Sieh einmal," sagte die Tante und tat, als ob sie die Stimmung des Kindes gar nicht bemerkte, „hier bewahre ich alle Andenken an unsre Familie, und hier" — sie zog ein Ebenholzkästchen heran, das sehr zierlich mit Silber und Elfenbein ausgelegt war — „hier habe ich allerlei von deinem lieben Vater. Ich bin nun mal die Sammlerin in der Familie, ich habe mir von allen Seiten so kleine, liebe Sachen schenken lassen."

Das Kind schwieg finster. Die alte Dame forschte in seinen Mienen und ließ den Deckel des Kästchens aufspringen.

„Sieh mal, da ist sein erstes Schuhchen, ganz abgewetzt die kleine Spitze. Und da ist sein erstes Zähnchen, dein Großvater hat mir davon ein Anhängerchen an die Uhr machen lassen. Und da ist das Diplom, daß er die Rettungsmedaille bekommen hat."

„Theo?"

„Ja gewiß, als blutjunger Leutnant. Da hat er einen Rekruten gerettet aus dem Wasser, der hat sich an ihn festgekrallt, es war ein Kampf auf Leben und Tod. Hat er dir nie davon gesprochen? Der Mann war euer Gärtner Robert. Und sieh mal, wie nett das kleine Bild ist, deine Eltern als Brautleute."

Der Knabe zuckte nur mit den Augen darüber hin; das hübsche Bildchen kannte er.

„Und sieh mal hier — es waren viele Schulden auf eurem schönen Gut, als es dein Vater übernahm. Mancher hätte nicht schlafen können vor Sorgen. Aber dein Vater ist so

ein fester, froher Mensch. Da ist ein alter Brief an mich, da steht — lies du mal mit —: ‚Ich danke Dir, liebe Tante Eberhardine, für Deine Aushilfe. Ich schicke Dir hierbei das Geld zurück. Ich bin nun schuldenfrei; die Arme habe ich frei und kann von nun an für mich und die Meinen arbeiten.‘“

Die Tante sah seitwärts auf den kleinen Jungen herab. Der besah sich die Spitzen seiner gelben Schuhe. Er konnte sich bei der letzten Geschichte eigentlich nicht viel denken. Aber er fühlte ganz gut, daß die Tante seinen Vater hochhielt, und daß sie seine Gefühle erraten hatte. Etwas sträubte sich in ihm gegen weichere Gefühle. Da saß irgendeine Scham, die er selber nicht verstand.

„Und sieh mal hier den Brief. Da warst du erst drei Jahre alt und warst auf den Tod krank gewesen“ — Sigi mußte mit in das Briefblatt sehen, die alte Dame zog ihn dicht an sich heran — „sieh mal, da schreibt mir dein Vater: ‚Nun ist er gerettet, der Bub. Hätt' ich ihn hergeben müssen, ich hätt' mich am liebsten mit ins Grab gelegt. Nun ist er wieder genesen, und wir wollen frische und frohe Kameraden sein durchs ganze Leben —‘.“

Eberhardine von Gladingen wartete geduldig; sie sah, wie sich in dem niedergeschlagenen Kindergesicht eine Weichheit durcharbeitete.

„Was dachtest du denn, was eine Glasservante sei?“ fragte sie endlich leise.

Der Sigi versteckte sein Gesicht an ihrer Schulter, er schämte sich.

„Ich dachte, es wär' eine Kunstfigur, so ein Automat,“ flüsterte er endlich.

„Hat dir das vielleicht dein Vater im Spaß gesagt?“

„I wo! Keine Silbe!“ Die Stimme klang entrüstet. — „Nee, die Dummheit ist ganz allein von mir. Kinder sind ja öfter so dumm,“ fügte er zur Erläuterung für die Tante zu. Die lächelte fein.

„Dann zieh dir dein hübsches blaues Tuchjäckchen an, das du auf der Reise getragen hast. Doktor Grundmann war heute früh hier, als du noch schliefst. Er fährt in die Oberförsterei und will dich mitnehmen.“

Vor dem Hause knallte der Kutscher mit der Peitsche. Sigi stürzte davon.

Die Doktorkalesche war ein hartleibiger, alter Kasten, der Doktorkutscher seit acht Tagen nicht rasiert. Aber das machte nichts, denn Doktor Grundmann selber sah urgemütlich aus, mit dem ließ sich schön schwatzen und necken. Und die Fahrt war herrlich; mitten durch den Wald schnitt die Fahrstraße. Die Oberförsterei erkannte man gleich an dem Hirschgeweih über der grüngestrichenen Haustür. Und so, mit hohem, rotem Ziegeldach, hatte sich Sigi immer ein Forsthaus vorgestellt.

Oberförster Hansen kam an den Wagenschlag, ein famoser Graubart in schmucker Forstuniform: „Na, 's ist Zeit, Doktor, daß du dich mal nach mir umschaust. Was hast du denn da für ein Rehkitzchen mitgebracht?"

Der Sigi sprang in die entgegengestreckten Arme des alten Herrn, und der Doktor kletterte etwas mühsam hinterdrein.

Sie setzten sich unter die geschorenen Buchen, die einen Laubengang der Hausfront entlang bildeten. Doktor Grundmann stellte den Sigi vor.

„Schade, daß keine Kinder hier sind, mit dir zu spielen, aber an Kameraden fehlt's drum doch nicht." Und der alte Hansen rief mit seinem dröhnenden Baß: „Milchen, Malchen, ihr Rabenviecher, wo steckt ihr denn?"

Da kamen mit Freudengeheul, Japsen und Belfern zwei halbwüchsige Dackel um das Haus hervorgeschossen. Es waren die scheußlich niedlichsten kleinen Dackel, die je ein Weidmannsherz entzückt haben. Die Schlappohren flogen ihnen um die Köpfe, und das letzte Ende schliefen sie vor Wonne platt den Boden entlang.

„Wie heißen sie?" fragte Sigi atemlos.

„Milchen und Malchen, mein Junge," antwortete der Oberförster vergnügt. „Seit zweihundert Jahren sitzen die Hansen hier auf der Oberförsterei, und seitdem hat es hier immer ein Milchen und ein Malchen gegeben. Das ist so unser Dackelwahrzeichen."

„Ist mein Vater vielleicht mal bei Ihnen gewesen?" Dem Jungen leuchteten die Augen.

Der Oberförster lächelte. „O ja, gewiß. Vor längeren

Jahren war hier bei der Gnädigen ein junger Leutnant von Palm. Das war im Herbst, der hat hier manchen Hasen niedergeknallt und hatte auch seinen Spaß an den beiden Dackeln. Das war also dein Papa?"

Im nächsten Augenblick wälzte sich der Sigi mit Milchen und Malchen auf dem grünen Rasen zu Füßen der beiden alten Herren. Sie kullerten durcheinander und bellten und schrieen und lachten, jedes auf seine Art — man mußte sie endlich mit Gewalt auseinanderbringen.

Der Sigi lief ein Endchen fort am Hause entlang, dahin, wo dichtes Haselgebüsch die Regentonne verbarg. In den grünen Winkel schlüpfte er und sah zum Sommerhimmel hinauf. Er verschränkte fest seine beiden Hände und stammelte: „Ich danke dir, lieber Gott, daß du Milchen und Malchen geschaffen hast, und daß du mir meinen Papa gegeben hast, und sag ihm, daß ich an ihn denke alle Stunde, und daß ich immer so sein will, daß ich auch mal in Tante Eberhardines Glasservante komme und — und —" Da übermannte es das Kind. Gerade wollte er aus der Ergriffenheit seines Herzens anfangen zu schluchzen, da strudelten Milchen und Malchen heran, und da mußte er lachen aus der Fülle seiner Freude.

Vater und Sohn

Hans Jasper von Otzen schritt mitten durch den schmalen Wiesenpfad und köpfte die schwanken Blumenstengel mit seinem dünnen Spazierstöckchen. Er trug schmuckes Zivil, hell und knapp anliegend. Das machte ihn, wenn möglich, noch jünger aussehen.

Es war sehr heiß; nach der Wetterprognose des Kreisblättchens ein kritischer Tag. Mochte auch wohl bald was kommen, denn der Buchenwald nach Osten stand unbeweglich wie eine Mauer, und dahinter türmte sich eine bleigraue Wolkenmasse, die sich nicht von der Stelle rührte.

Durch Rispen und Gräser ging ein zitterndes Summen, wie durch rieselnden Dünensand.

Jasper rückte sein Strohhütchen zurück und tupfte sich die perlende Stirn mit seinem weißen Foulard. Er sah ganz fabelhaft jung aus, sehr zu seinem gelegentlichen Ärger, mit dem weißblonden Schnurrbärtchen und den scharf hellen, graugrünen Augen.

Dabei hatte er aber diesen famosen Kopf der Otzen: die breite Stirn und über dem blühend freundlichen Munde die schmale, festgezeichnete Nase — etwas junkerlich hochmütig. Na — man konnte ja zufrieden sein. Freilich, wenn man schon Vater war, Vater und — Witwer!

Jasper trug Flor um den linken Arm. Vor fünf Monaten war die arme süße Frau, die Annaliese, gestorben; fünf Monate zählte nur das Junkerchen, der kleine Heinz Freddo von Otzen.

Der stand drüben, das heißt sein Wägelchen stand drüben im Schatten unter den Buchenbäumen, und dorthin schritt der Vater mit seinen langen Leutnantsbeinen.

Der Buchenwald gehörte zu Jaspers Klitsche, die er nun schon seit fast zwei Jahren selbst bewirtschaftete; nur nominell, der alte Rönnecke tat die Hauptsache.

Üppig hatten es die Otzen nicht. Einst sollte der Besitz über den Wald und die ganze Kornbreite hinausgereicht haben, bis fast zu den Dünen, wenigstens bis zu den ersten Katen des Fischerdörfchens. Aber Jasper war zu indolent, um in den alten Schmökern nach Spuren seiner Familiengeschichte zu forschen.

Wiederbekommen hätte er ja doch mit allen seinen Mühen nichts, sagte er sich, und — es langte ja so eben noch für die im ganzen bescheidenen Bedürfnisse des alten Otzen — das war er selber, und des jungen, das war der Heinz Freddo.

Was brauchte denn der viel? — Und Jasper lachte vor sich hin. Das machten sie ihm ja alle zum Vorwurf, daß er nicht weit genug hinausdächte. Lieber Gott, als ob das helfen könnte. Heute schon gar, bei der Brüllhitze.

Das Junkerchen bedurfte einstweilen nur seiner Sophie.

Sophie saß auf einem Feldstühlchen, wie immer schwerfällig und breitbeinig. Ihre Haare, von einem mehrfarbig streifigen Blond, waren straff zusammengeflochten, das ganze kräftige und platte Gesicht von Sommersprossen getigert. Dabei hatte sie die Kopfneigung aller erstmalig Stillenden. Sie liebte das Kindchen, wie ein Tier sein Junges, mit zärtlich kraftvollem Naturtriebe.

Ihre luftbraune Hand lag auf der weißen, entblößten Brust und leitete die Nahrungsquelle in das Mündchen des kleinen Heinz. Es war ganz still, nichts zu hören, als das rhythmische Glucken der kleinen Schlückchen.

Sophie blieb unbefangen sitzen. Geschäft ist Geschäft, und das ihre ging ja mit Glanz vonstatten.

Jasper guckte aufmerksam seinen kleinen Jungen an und kämpfte, wie immer bei diesem Anblicke, zwischen Rührung und einer kleinen Übelkeit.

„Gnä' Herr," sagte Sophie leise, um das Kind nicht zu stören, „gnä' Herr möchten zum Kaffee kummen. Gnä' Fröln hat schon twemal nachfragen laten."

Jasper seufzte und schlenderte ab. Er war immer sehr höflich und lüftete also sein Hütchen um eine Linie.

Sophie ließ das Bübchen fertigtrinken, der drehte sich endlich fort mit der Miene eines Feinschmeckers, der sich an einem Leibgericht übergessen hat.

Sophie lachte mit ihrem gutmütigen, breiten Humor.

Der Kleine blickte mit seinen Glasperlenaugen auf den roten Mund und die starken, weißen Zähne. Er schielte vor lauter Eifer, denn da bewegte sich doch was. Das Mädchen band ihm Kissen und Windeln auf. Sie war im freien Felde groß geworden, wo der Küstenwind über die Breite streicht. So, frei und offen, ließ sie ihn auf ihrem Schoße liegen.

Das Bübchen streckte seine Beine in die Luft, angelte mit allen blanken Gliederchen und gurrte behaglich wie ein kleines Nesttäubchen. Das bißchen Freiheit tat ihm wohl. Einmal schnickte er mit dem ganzen Leibe, daß Sophie schnell zugriff. „Herrjes — bist jo 'n wilden Jung', hüppst mi jo gliks von 'n Schoot. Un weitst du wat? Din Vating kann'k sihr gaud liden — aber din Tanten — nene!"

Immer sprach sie auf das Jungchen los, das seinen Blick nicht von ihrem freundlich bewegten Gesichte losließ.

„Un nu will ick di ok 'n Geschicht vertellen, min lütt Heiner, von'n groten Babong, ja? Wenn du nu irst grot büst, so dat du mit 'n sülwern Lepel essen dheist, denn gahst du bi din Tanting, un denn seggst du: Tanting, schenk mi 'n Penning. Denn seggt sei: nee. Nee, seggt sei, dorup kannst di verlaten. Denn geihst du bi din Vating un seggst: Papaing, schenk mi' 'n Penning. Denn giwt he di glik fiv — oder he giwt di ok 'n ganzen groten Nickel. Denn lopst du bi 'n Koopmann un köffst di for dinen ganzen Nickel Babongs. Un denn geihst du mit dine Babongs unner din Tanting ehr Finster; dor huckst du die hen un lutscht und schmatzst, dat set bet baben hürt. Denn sallst man mal wat erlewen, min Jüngschen."

Daran erheiterte sich Sophie. Sie krähten miteinander und waren die besten Freunde.

Das Herrenhaus von Jaspers Klitsche, das noch aus den wohlhäbigen Zeiten des Familienbesitzes stammte, streckte sich ziemlich anspruchsvoll mit einer breit hingelagerten Parkfront und einer gelb bekiesten Auffahrt im alten Waldpark aus. Eine lange, steinerne Terrasse zog sich am ganzen Erdgeschoß entlang. Diese Terrasse war vor Wetterunbill durch ein von Holzsäulen getragenes Zinkdach geschützt. So konnte man im Regen wie im Sonnenschein draußen im Freien leben.

An den äußersten Enden dieser langgestreckten und überdachten Terrasse standen gefällige Gruppen von Gartenmöbeln

aus afrikanischem, weißgelbem Rohr. Auf der einen Seite hauste, soweit er es nicht vorzog, draußen herumzustrolchen oder zu reiten, der junge Hausherr.

Ganz auf der andern Seite hatte die alte Gnädige ihre Residenz. Die stand dem Hause seit dem Tode der jungen Frau vor; sehr tüchtig und opferfreudig, aber mit einer so unablässigen Betonung ihrer Würde, daß man seines Lebens unter diesem Dache nicht so recht froh werden konnte.

Jaspers Gefühle wenigstens wichen nicht allzuweit von denen Sophiens ab, nur daß er dieser herzhaften Abneigung gegen Tante Cäciliens unvergleichliche Vortrefflichkeit nicht so derb froh werden konnte Dazu saß zu viel ritterlicher Sinn in dem jungen Herrn.

Seit ein paar Tagen nun war sein kleiner zwölfjähriger Vetter, der Sigi von Palm, zu Besuch da, und dessen Vater, der Major Theo von Palm, würde heute gegen Abend eintreffen. Den hatten die Kreistagsverhandlungen noch in Stettin zurückgehalten. Schon im vorigen Jahre waren die beiden Palms Jaspers Gäste gewesen. Denn seit den zwei Jahren, seit der Major seine Gattin verloren hatte, war er recht unrastig geworden, fühlte sich in seinem Hause gar nicht mehr recht wohl und reiste viel herum.

Jasper und Sigi verkehrten miteinander beinahe wie Duzfreunde und Altersgenossen. Der Sigi war zwölf, sein Vetter Jasper genau doppelt so alt. Was sie so vertraulich miteinander machte, war ihre Freude an der Natur, war die große, einfache Selbstverständlichkeit von des Knaben Lebensinteressen — Lebensanschauungen hätte Herr von Otzen beinahe vor sich hin gedacht.

Er kam nun in Sicht des sommerlich im Grünen gedeckten Vespertisches. Da sprang der Sigi von seinem Platze neben der Gnädigen auf, ein ranker, sehniger Bub, und schoß auf den Vetter zu, in dessen Arm er sich einhängte.

„Wo hast du das lütte Vetterlein?“ fragte er, und seine saphirblauen Augen leuchteten in stillem Lachen. Der kleine Heinz Freddo war eine Quelle der Lust für den Knaben, der in stiller Liebe an allem Lebendigen hing, schon an jedem summenden Bienchen und jedem Käferlein, das im Moos und Gras herumkrabbelte.

„Weißt du," fuhr er fort, „das Vetterlein hat Augen wie ein junges Füchschen, so grell und so schlau. Ich glaube, er denkt sich schon sein Teil, er kann's nur noch nicht sagen. Der Vater wird seine Freude an dem Kleinen haben. Ich hab' ihn gewaltig gern, fast so wie ein Brüderchen."

„Sag mal, Sigi," fragte Jasper von Otzen, „hast du nicht früher deinen Vater ‚Theo' genannt?"

Sigi errötete und sah angelegentlich auf die Spitzen seiner braunen Schuhe.

„Ja," sagte er endlich, „damals war ich noch so ein ganz dummes Kerlchen. Da war ein Abstand zwischen Vater und mir, nicht zu sagen. Da machte es nichts, und Theo, wollte sagen Vater, hatte es gern. Nun bin ich ihm schon ein ganz klein bißchen nähergerückt, da wär' es unbescheiden. Wäre doch beinahe so, als ob ich mich ihm gleichstellen wollte. Ich dem Theo, dem Vater; pöh!"

Jasper lächelte vor sich hin.

Sie waren an den nett gedeckten Kaffeetisch getreten. Die Gnädige, ein zierliches, kleines Stiftsfräulein mit pompös frisierten grauen Löckchen und überaus fein durchrunzeltem Altjungferngesichtlein, schenkte Kaffee aus der silbernen Kanne in die großen Tassen.

Sigi, mit seinem gesunden Knabenhunger, zog sich den Korb mit Weißbrot heran, während Jasper sich eine Zigarette anrauchte.

„Pünktlichkeit ist offenbar nur die Höflichkeit der Könige," sagte die Dame mit säuerlicher Freundlichkeit.

„Ja, nur — ganz ausschließlich," antwortete Jasper trocken, „denn auf Könige wartet ein ganzes Volk."

So, das tat gut, wenn sich auch die kleine Vorwurfsstimme gleich in ihm regte: man ist nicht unhöflich gegen das Alter.

„Vater sagt" — Sigi strich sich gleichmütig seine große Roggensemmel mit Honig — „so viele gemeinsame Mahlzeiten in der Familie, da steckt man wie in der Zwangsjacke. Mittag und Abend ist genug. Dazwischen sieht jeder, wie er sich durchfuttert."

Die Gnädigste fand für gut, diese freimütige Aussprache zu ignorieren. Aber sie wandte sich mit klagender Stimme an ihren Neffen.

„Denke dir, der Junge will nichts lesen; er strolcht den ganzen Tag müßig herum. Das halte ich für unbedingt falsch."

„Ich lese sogar sehr gern," sagte Sigi eifrig, „aber ich hab' Vater versprochen, ein ganzes Jahr lang nur zu lesen, was für meine Lernarbeiten nötig ist."

„Unbegreiflich," sagte die Stiftsdame, „ich lese an jedem Morgen ein bedeutendes Dichterwort. Das ist dann sozusagen die geistige Toilette. Das stärkt dann für den ganzen Tag."

„Gott, Tante Cäcilie, Vater sagt nun, wenn man immer und immer in sich 'reinliest, was andre Leute gedacht haben, dann verlernt man das eigene Denken."

„Zudem ist die ganze Natur ein gewaltiges Lesebuch," dozierte Jasper und sah in die feinen Rauchwölkchen seiner Zigarette, die sich zierlich über dem blitzenden Gerät emporkräuselten.

Und dann lachte er ein bißchen ironisch über sich selbst, denn er dachte an das Hallo, das solche stelzige Sentenz im Kasino bei den Kameraden entfesselt hätte.

Und Tante Cäcilie, mit ihrer ewig angriffsbereiten Schärfe, meinte: „Dieses Lesebuch, mein Teurer, scheint dich nur mäßig zu entzücken, wenn man nach deiner Laune urteilen darf."

„Jawohl, ganz recht —" Jasper machte ein verbindliches Kompliment — „denn ich habe es mir nicht ausgesucht, dieses Tete-a-Tete mit der Natur."

Er rauchte ein paar Züge, und dann drang es endlich mal heraus, was ihn so oft innerlich erbitterte.

„Ich passe nicht aufs Land. Ich bin mit Passion Soldat gewesen. Wenn ich meine Leute zur Felddienstübung auf langen Märschen führte, und man warf sich zuletzt todmüde ins Gras — so mit der durchgerüttelten Müdigkeit des Leibes, bei der der Kopf gemach ins Träumen hinüberdämmert, da sprach Natur zu mir. Da zog ich mein Bändchen Liliencron aus der Tasche und freute mich, daß ich auch zu der Welt gehörte, die man nur ganz begreift, wenn man dringesteckt hat. Und dann habt ihr uns hierhergesetzt, ihr Weisen in der Familie, und an unsrer jungen Liebe habt ihr uns festgehalftert, viel zu früh für Heinz Freddos Mama und für

mich Unfertigen. Diese Natur hier ist zu still für mich. Ich müßte noch ins Leben hinaus, wo es den ganzen Menschen, den ganzen Kerl fordert."

Und weil Tante Cäcilie nur stumm die Achseln zuckte, denn eine ganze lange Reihe blonder Otzens hatten hier seit Generationen, zufrieden und genügsam mit ihrem Los, ihr Korn und ihren Kohl gebaut, so rief Jasper: „Sigi, verstehst du das?"

Der Sigi verstand und ahnte vieles, denn sein Herz fühlte sich schnell in jegliches starke Empfinden ein. Aber er sagte, was er einzig tröstlich fand: „Du hast ja aber doch das Füchschen, das famose kleine Vetterlein."

„Da hast du die Weisheit aus Kindermund." Tante Cäcilie richtete sich hochmütig befriedigt auf.

Da schnellte Jasper von Otzen vom Stuhl. „Komm, Sigi, wollen bei Rennekamp die Dreschmaschine arbeiten sehen."

Dazu war der Sigi schnell bereit und wußte nicht, ob ihn die lustige Arbeitsart der neuen Maschine mehr lockte oder Fräulein Mathilde, mit der er schon im vorigen Sommer dicke Freundschaft geschlossen hatte.

Er hängte sich wieder in Vetter Jaspers Arm ein. Aber der schüttelte ihn ab. Wenn er erregt war, vertrug er nicht den Gleichtakt der Schritte, dann mußte er frei laufen können. Das Laufen lag ihm noch in seinen Leutnantsbeinen; das stetige, ruhige Schreiten des Landmanns vertrug er noch nicht.

Sie dachten, den schmalen Pfad durch die Schafweide nehmend, still jeder vor sich hin; der junge Gutsherr in der angeregten Tonart weiter, in stiller Opposition gegen die Lebensrichtung, in die er sich so von außenher hatte schieben lassen.

Der Sigi dachte an die beiden Witwer, den blutjungen, da an seiner Seite, und den erheblich älteren, seinen Vater.

Ganz hinten in ihrem Parke, zu Hause in Everdingshof, stand in einem Rondell von Eschen und Hängebirken auf granitenem Postamente die Marmorbüste seiner kleinen Mama, die er gar nicht anders gekannt hatte als scharfen, lebhaften Geistes, aber zarten, schonungsbedürftigen Körpers.

Auf der Büste trug sie ihren feinen Kopf mit den groß aufgeschlagenen Augen frei und aufrecht, ganz wie im Leben, so wie sie von ihrem Ruhebett aus doch immer der Mittelpunkt des Hauses gewesen war.

Anfangs hatte Sigi für dieses fremdartige Marmorhaupt die schönsten Blumenkränze gewunden. Aber unter den leuchtenden Rosen und Mohnblüten sah der schimmernde, weiße Marmor doppelt tot aus. Im geheimen dachte der Junge, es wäre besser gewesen, kein Künstler hätte diesen schönen Kopf geschaffen, denn das Bild, das er im Herzen trug, das lebte und sprach und lachte, das würde wohl nie verblassen, davon hatte er unsäglich mehr als von dem toten Abbild.

Im Schreiten sah er von der Seite den Vetter Jasper an. Der würde sich später doch wohl eine andre Frau nehmen, das sagten sie ja alle in der Familie. Der Sigi kannte mehrere Herren, die das getan hatten, und die sehr zufrieden lebten. An die böse Stiefmutter glaubte er auch nicht. Das stand so in den Märchenbüchern, wie es in den Mythologieen gute und böse Mächte gab. Das war so ausgedachtes Zeug.

Aber sein Vater, der so mit aller Energie auf seinem Landbesitze tätig war, so straff und freudig — der war doch natürlich darüber hinaus. Wenn man Ende vierzig ist — alt... ganz schrecklich alt!

Aber alt war der Vater doch auch wieder ganz und gar nicht.

„Warum seufzest du denn so herzbrechend?" fragte Jasper lächelnd.

„Ja, du kannst über mich lächeln, Jasper, aber ich hab' meine Sorgen."

Sie waren aus dem Wiesenweg an eine Waldecke gelangt, die hier unregelmäßig in die glatte Feld- und Weidefläche hineinschnitt. Die Sonne stand schon tiefer, und die schwere Hitze hatte ein klein wenig nachgelassen. So setzten sie sich in der Schattenkühle auf zwei mächtige Buchenknubben, auf denen ruhend sie öfters in allerlei Diskurse gerieten.

„Na, mein Alter," fragte Jasper gutmütig, „was hast du denn für Sorgen?"

„Ihr denkt immer," sagte Sigi, und seine Unterlippe schob sich ein bißchen vor — das war schon seine Schmollmiene von klein auf gewesen — „ihr denkt immer, 'n Junge hätte keine Sorgen, weil er noch so recht für nichts verantwortlich ist wie die Großen. Denk' doch mal, wenn ich nu Ostern nach Greifswald aufs Gymnasium komme, dann bleibt Th — dann bleibt

Vater allein. Denk' doch nur mal, bei allen Mahlzeiten — wenn er gerade nicht ausgebeten ist, und das ist doch seltener der Fall — und in allen seinen Mußestunden und bei allen Überlegungen und immer. Ich glaub', ich hab' da keine ruhige Stunde nachher."

Sigi riß seine saphirblauen Augen weit auf, denn er fühlte Tränen aufsteigen, und die durften durchaus nicht ins Rollen kommen, um keinen Preis. Weiber flennen — aber Jungen — pöh!

„Weißt du, mein Kerlchen," sagte Jasper und sah diskret beiseite, „weißt du, dein Vater müßte wieder heiraten."

Sigi fing auf einmal an zu lachen. Sein Vater? Der einfach so über allem stand? Und einem Mädel süße Sachen sagen, wie er, der Sigi, das schon öfter bei Brautleuten beobachtet hatte? Vater und so ein dummes Mädel?

Und als ob Jasper von Otzen dem Knaben die Gedanken von der Stirn abgelesen hätte, der steilen Knabenstirn, um die sich seine schwarze Löckchen krausten: „Denn sieh mal, Ehen werden sehr verschieden geschlossen. Ein reifer Mann würde sich ja wohl auch eine reife Frau aussuchen."

Eine reife Frau. Vor Sigis schnell und kräftig arbeitender Phantasie passierten alle die Damen jenseits dreißig, die er kannte; und auf dem Lande lebend, kannte er nicht gar zu viele. Da gab es karge und schwerfällige Naturen, geistig bequeme und wieder unerfreulich aggressive wie die Tante Cäcilie. Und vor dem Sohn stand der Major von Palm mit seiner straffen, gutgetragenen Figur, mit seinem sorglosen Lachen und seiner geistigen Überlegenheit; der Vater, den der Junge mit seinem zärtlichen Herzen anbetete — der Vater, der sein ganz unbestrittenes, sein stolz gehegtes Eigentum war.

Und aus der drängenden Fülle der Gesichte entrang sich ihm nur ein lakonisches: „Pöh ..."

Sie standen dann von den rauhen, niederen Sitzen auf und schlenderten weiter.

Armes Kerlchen, dachte Jasper, das ist doch wohl nur eine Frage der Zeit.

Und Sigi dachte: wer kennt denn meinen Theo, wie ich ihn kenne. Zeigt mir doch erst mal eine, die für ihn paßt; da könnt ihr lange suchen.

Als sie aus dem Baumschatten heraustraten, hörten sie schon das Schurren und Fauchen der Dampfdreschmaschine, das Zischen aus den Ventilen und das Aufschlagen der Kolben. Diese Geräusche klangen tückisch und erbost, als protestierten sie gegen die heitere Harmonie der umgebenden Natur.

Die predigte wohlige Ruhe, beschauliches Weilen. Aber die Maschine mit ihrem ärgerlich puffenden Rauchausstoßen und mit den Staub- und Spreuwolken, die der im Bauche der Maschine künstlich erzeugte Wind unablässig davonjagte, die predigte die Flucht der Zeit, die eiserne notwendige Ausnutzung jeglicher Minute.

Zwei Knechte schoben beschaulich, aber ohne Aufhören neue Garben in das gefräßige Ungeheuer, zwei andre entfernten das Stroh und banden die Säcke zu, in die unablässig die reife Frucht durch den Schöpfbecherelevator hinabrieselte.

Die ganze Landschaft schwamm in weichen, verblasenen Tönen. Am Horizont lief das rostig weißgelbe, wallende Korn mit den rauchgrauen Farben des regendrohenden Himmels ineinander. Abendstimmung senkte sich über das friedliche Land. Das Eisenschwarz der Maschine, das Funkeln und Blitzen ihrer Stahlteile und Messingkurbeln brachten die einzig feste, frische Note in das farbenmilde Bild.

Ein wenig abseits, um nicht von Staub und Rauch getroffen zu werden, stand ein großes, blühendes Fräulein, das weizenblonde Haar in dickem Zopf zum kühnen Krönchen aufgesteckt. Sie trug ein leichtes Sommerkleid und hielt die Arme über der Brust verschlungen, in einer Haltung voller Ruhe und Ausspannung.

„Sieh mal, Jasper, wie schön meine Mathilde heute aussieht," sagte Sigi, stehen bleibend.

„Die Thilde?" Jaspers Frage klang verwundert. Von klein auf hatte er mit der Thilde Rennekamp, der Tochter des verstorbenen Pfarrers, gespielt und gearbeitet, denn der Pfarrer hatte ihnen den ersten Unterricht erteilt. Ihr Anblick war ihm so vertraut wie das Kirchlein im Dorf und wie die Wellen des nahen Boddens. Das war ihm alles, wie es immer gewesen und immer sein würde. Nun wohnte das Mädchen bei dem Verwalter Rennekamp, ihrem Bruder,

und hielt ihm Haus, echt rennekampisch, das heißt, ruhig und verläßlich.

Als Mathilde die beiden Bummler, den großen und den kleinen, erblickte, vertiefte sich der Glanz ihrer grauen Augen, und ein lebhaftes Rot flog über ihr blühendes Gesicht. Sie schritt den beiden Vettern mit ausgestreckter Hand entgegen, und da mußte Jasper plötzlich denken: der Junge hat ja ganz recht, die Thilde sieht verteufelt hübsch aus; was kann denn nur in die gefahren sein?

„Wußtest du, daß wir dies Jahr wiederkommen würden?" fragte Sigi eifrig, als er sich neben das Mädchen auf einen hohen Strohhaufen setzte.

„O ja, ich dachte es mir."

„Warum dachtest du es dir?"

„Weil wir näher an der See liegen, als dein Everdingshof, und weil du so ein passionierter Wasserplanscher bist."

„Und vielleicht auch, weil du es gern hast."

„O ja, wohl auch, weil ich dich gern habe." Sie sahen von fern dem hitzigen Arbeiten der Maschine zu, und Jasper stand neben den Knechten.

„Mein Bruder kommt gleich, Feierabend zu bieten. Er hat noch nötige Schreibereien," rief Thilde herunter. „Weißt du schon, Sigi, daß in vier Wochen Hochzeit ist? Dann zieht eine junge Frau hier ein, und ich geh' meiner Wege."

„Das Verwalterhaus ist doch groß genug für drei Leute?" meinte Sigi erstaunt.

„Ja, aber nicht die Arbeit."

„Mußt du denn immer arbeiten, Thilde? Denn so, wie du aussiehst, denk' ich mir die Königstochter Nausikaa."

„Die hat doch auch gearbeitet," lachte Thilde Rennekamp, „und nach dem Waschen hat sie doch auch sicher die Purpurtücher und Leinenlaken geflickt, glaubst du nicht auch? Den großen Blonden liegt das Arbeiten im Blute. Wir Blonden stammen vom Lande."

„Ja," sagte Sigi versonnen, „meine kleine Mama hat nicht so gearbeitet wie du, und von der hab' ich meinen dunklen Krauskopf."

Sigi hatte, während sie plauderten, einen Kornblumenkranz gewunden und legte ihn um Thildes Flechtenkrone. Das sah

schön aus in dem goldig schimmernden Haar, und da fielen dem Kinde die Blumenkränze auf seiner Mutter Marmorbüste ein.

Ach, die armen Toten! dachte er, und es fror ihn mitten in der Sonnenwärme.

„Wie hast du denn das ganze lange Jahr verbracht, Sigi?" fragte das schöne Mädchen und legte den Kranz vor sich nieder. Der Blumenschmuck schien ihrem schlichten Sinn zu phantastisch.

„Ich? Immer mit Vater natürlich. Lang ist so 'n Jahr aber nicht. Manche einzelne Stunde schon. Aber nachher ist es um wie gar nichts. Ganz komisch; es ist nur gut, daß die Jahreszeiten wechseln. Sonst flösse die liebe Zeit nur so hin wie Wasser. Vater sagt's auch."

Jasper stand neben der Maschine. Verwalter Rennekamp war von seinem nahegelegenen Fachwerkhause herbeigekommen, ein großer blondbärtiger, schöner Mensch.

Der Himmel hatte sich immer drohender umzogen. Eine schwärzlich bleigraue Wolkenbank drückte nieder, und die sinkende Sonne durchtränkte sie mit unheimlich kupfriger Glut.

Die Männer leiteten die Lokomobile dem Schuppen am Hause zu. Auch Jasper schlenderte mit und besprach sich mit Rennekamp. Seit zwei Jahren nannten sie sich „Sie", der Leute halber, seit Thildes Bruder Herrn von Otzens Beamter geworden war.

Thilde und Sigi blieben auf ihrem Strohhaufen sitzen und sahen beschaulich in den dramatisch bewegten Himmel.

„Viel lernen hast du wohl müssen?" Thilde Rennekamp hätte gern ehrlich gefragt: hast du bei deinem Vater gelernt? Aber eine tiefe Scheu hielt sie ab, mit dem Kinde von seinem Vater zu sprechen.

Im vorigen Sommer hatte sich Herr von Palm so freundlich mit ihr beschäftigt — mehr als freundlich, aber wie nur? — Jedenfalls ganz besonders. Es waren ja nur ein paar Tage gewesen, aber sie hatten den langen Winter licht und die Einsamkeit vertraut belebt gemacht.

Beim Abschiede hatte ihr der Major den „Wilhelm Meister" gegeben, wohl zum Andenken. In dem Buche hatte ein Zeichen gelegen, bei der Geschichte des Mannes von fünfzig Jahren. Die hatte sie an den Winterabenden immer wieder

gelesen, immer über die starken Reize der Darstellung fort dem Persönlichen nachgrübelnd.

Herr von Palm war für sie höchstens der Mann von vierzig Jahren — und ganz gewiß kein Alternder, der sich künstlich zu stimulieren nötig hätte. Und sie war nicht die Goethesche Heldin, nicht die vornehme Schöne mit den reichen Talenten und der unabhängigen Freiheit, die der Reichtum und eine ausgesucht sorgfältige Erziehung verleihen. Nein, diese glänzende Hilarie war eher ihr Gegenbild.

Oder hatte Major von Palm gemeint, da denn doch der Goethesche Major zugunsten seines Sohnes entsagt — —? Hier brach ihr Denken wieder ab, denn der Sigi war ein Kind — aber wenn Herr von Palm etwa an seinen jungen Vetter gedacht hätte —?

Thilde mußte lachen. Zu Jasper sich in irgendeine andre als nur kameradschaftliche Beziehung zu denken, wäre ihr nie in den Sinn gekommen. Wie eine ältere Schwester fühlte sie für ihn. Wie zwei junge Füllen waren sie miteinander herumgesprungen. Da war kein Fußbreit dieses Heimatbodens, über den ihre Kinderfüße nicht hundertmal hinweggetollt wären.

Nein, dachte die Bescheidene und ließ den Kopf sinken, solcher Mann wie er braucht eben eine Hilarie, für den ist eine Thilde zu gering.

Sigi hatte währenddessen gewissenhaft Thildes Frage über sein Arbeitsjahr beantwortet. Vom jungen Pfarrer hatte er mit leuchtenden Augen berichtet, der ihn in den alten Sprachen unterrichtet hatte.

„Weißt du, Thilde, so furchtbar viel anders als heute ist's auch nicht gewesen. Vater gab mir Geschichtsstunde, und wir haben oftmals verglichen. Sieh mal, Vater sagt so: Familie, Arbeit und Lohn, Saat und Ernten, Denken und Glauben, das hat zu allen Zeiten das Leben der Menschen ausgemacht."

„Sigi," rief Thilde lebhaft erstaunt. „Du bist ja ein ganzer Philosoph geworden!"

„Pöh — ich! Von mir ist das nicht. Vater sagt so. Und nun soll ich mal eine Weile nichts lesen. Da rumort es in mir. Da brennen die Lichter, die Vater mir angezündet hat. Ich glaube, du kennst meinen Vater noch gar nicht ordentlich."

Nicht? fragte sich Thilde. — Nein, vermutlich nicht. Wie viel enthüllt denn solch ein Mann vor einem unbedeutenden Mädchen wie ich.

„Da wird dir's Ostern hart zumute sein," sagte sie endlich. „Gar nicht auszudenken."

Dann fing Sigi an zu lachen, denn ein unverschämt schwerer Tropfen war ihm mitten auf die Nase gefallen. Gleich darauf fing der Regen an herabzurauschen in reifer, satter Fülle.

Die beiden sprangen auf. Vom Hause her riefen und winkten die Männer. Aber ein andres Rufen ließ sie einen Augenblick zögern. Durch den Vorhang der fallenden Wasserschnüre sahen sie auf dem Feldwege schon nahebei einen Mann laufen.

„Vater, Väterchen!" schrie Sigi.

Aber der Major rief lachend: „Macht, daß ihr unter Dach kommt!"

Unter dem ländlichen Vorbau aus Latten und Blattgrün, von dem der wilde Wein in dicken Schleppen fiel — die alten Stöcke sandten ihre Kletterranken bis zum First des niederen Daches — schüttelten sie die Nässe von sich, so gut es ging. Sie sprachen alle lebhaft durcheinander, und Thilde streckte dem Major freimütig ihre Hand entgegen. Aber Herr von Palm hatte keine Hand frei. Er hielt den großen Kragen seines Lodenmantels ängstlich um irgendeinen verborgenen Gegenstand geschlungen.

Der Sigi zupfte und spähte in die kleine Öffnung der Falten. „Das Füchslein, der Heinz Freddo!" rief er erstaunt.

„Ja, Fräulein Rennekamp" — des Majors dunkle Augen senkten sich leuchtend in die jungen, hellen — „den kleinen Gastfreund hier müssen Sie mir schon abnehmen. Seine Sophie trug ihn gemächlich auf dem Feldwege spazieren, zum Glück hier dicht bei, als die Sintflut anhob."

Die Thilde verstand den richtigen Griff, denn sie gab sich getreulich mit allen kleinen Dorfgören ab. Nun sah sie liebevoll auf das schlummernde Kindchen, und Herr von Palm ließ die Augen nicht von dem schönen, prangenden Mädchen. Es war nun bald ein Jahr her, daß er sie nicht gesehen hatte. Entfernung und Sehnsucht hatten seidene Fäden zu ihr hin-

gesponnen. Und das ländliche Dach paßte so gut zu ihr; und der kraftvolle Regen rauschte solche Herzerfrischung nach der Glut des Tages.

Theo von Palm war früher ein schneidiger Offizier gewesen, ein Mann, in mancherlei Sätteln gerecht. Jetzt war er weit und breit ein angesehener Landwirt auf seinem Familienerbe.

Er meinte auch sehr glücklich, sehr befriedigt an der Seite der kleinen, geistreichen, nur leider immer kränklichen Frau gewesen zu sein. Sie hatten sich so gut verstanden, ergänzt und — wo eins des andern Schwächen nur von fern ahnte — so liebevoll geschont.

Aber hier — dieses, nachdem er schon gewillt gewesen, die innere Herzenseinsamkeit nach dem Tode der Frau in Gottes Namen auf sich zu nehmen — das hier war neu, ein ganz und gar Neues. „Mannräuschlein" — dachte er heiß zu dem Mädchen hin; so hatte ein Minnesänger überschwenglich seine Geliebte genannt — Mannräuschlein!

Es war ein Sinnensturm, nur von Sekunden, denn Jasper war sachte herangetreten und beugte sich über den schlummernden Kleinen. Da sah Herr von Palm die beiden jungen Köpfe, Thildes und Jaspers, dicht beisammen, und die Flammen seines Herzens sanken in ein kümmerliches Aschenhäufchen zusammen. Ich fast schon ein Alternder — und ihre kernfrische Lenzblüte!

Sigis Augen ruhten auf dem Vater. Er denkt an unsre kleine Mama — dachte das Kind und stahl seine Hand in die warme, treue des Vaters.

Der Regen ließ nach und fiel nur noch wie ein rauchfarbenes Schleiertüchlein. Irgendwo in der Ferne mußte das Gewitter niedergegangen sein.

In großen Sprüngen kam Sophie gelaufen, den Blaudruckrock über den Kopf geschlagen.

„Harre doch," rief sie schon von weitem, „ick bün bannig verfiert west, un min Hart, dat pocht as so 'n Schmiedshammer!"

Nun war sie heran und nahm das Kindchen von Thildes Arm.

„Dank ok velmals, Fröln Rennekamp; ja ja, so 'n fine smucke Modder möchtest du woll hebben, dat künn di woll

passen, min Junkerchen, wat?" Sie lachte, daß alle ihre großen Zähne blinkten.

„Un' gnä' Fröln töwt all up Herr Major un ok up unsen gnä' Herrn. T'giwt Steinpilze und braden Flunnern un danach noch rode Gröt."

Sophie genoß als Nährmutter des Erbprinzen das Vorrecht unbeanstandeter Ursprünglichkeit.

„Dann müssen wir wohl nach Hause," seufzte Jasper resigniert, „sonst gibt's womöglich noch ein häusliches Gewitter. Thildchen, wir wären gern hier bei euch geblieben."

Thildes Augen ruhten fragend auf Herrn von Palm. Ihre Augen fragten nicht nur, sie baten.

„Weißt du, Vati," sagte Sigi, „die Tante Cäcilie ist so ein büschen wie die Dreschmaschine. Und weißt du, was sie drischt? Die Gemütlichkeit. Kurz und klein. Ganz komisch. Wenn's uns recht gemütlich ist, dann möchte sie's immer gleich anders haben. Wißt ihr was, wenn Herr Rennekamp nun doch heiratet, dann müßte Thilde zu Jasper ziehen, und Tante Cäcilie müßte in ihr Stift zurück. Das Vetterlein könnte lachen, und alle hätten's gut. Meinst du nicht, Vater?"

Mathilde stand erstarrt da, Jasper lachte ein bißchen verlegen, und der Major war blaß, und seine Augen glühten.

„Zerbrich dir nicht über andre Leute den Kopf, Junge," sagte er barsch, und zu Thilde gewendet: „Es hat mich gefreut, daß es Ihnen gut geht." Das klang verzweifelt steif. Und dann: „Ich reise morgen früh — unaufschiebbare Geschäfte — so leben Sie also wohl."

Auch das war steif gesagt, aber die Stimme zitterte ein wenig.

Sie gingen trübselig einer hinter dem andern durch den aufgeweichten Feldweg, zuletzt Sophie, die Thildes Schirm über dem Junkerchen aufgespannt hielt.

Es tröpfelte nur noch schwach, und die Nacht brach herein.

„Vater, wollten wir denn nicht länger hier bleiben?" fragte Sigi kleinlaut.

„Du schon," sagte der Major, „ich muß noch wieder für ein paar Tage fort."

Warum sagt Vater mir denn nicht, was er vorhat? dachte das Kind. Ich bin doch sonst sein bester Freund und er meiner. Was gibt's denn nur?

Denn dieses sonst so robusten Kindes Gefühl hatte feine Nerven, und sein Herz war wie ein Kompaß, dessen sensible Magnetnadel immer der einen Richtung zustrebte, die zum Herzen seines Vaters führte.

Jasper hörte in seiner Unbekümmertheit sonst eben nicht das Gras wachsen. Aber er lächelte vor sich hin. Gewitterkrisen, dachte er, die Luft gespannt von Elektrizität.

„Mannräuschlein," sagte der Major vor sich hin. Dann wurde er ärgerlich, denn er hatte laut gedacht, und er sagte ungeschickt: „Feines Wörtchen für die Geliebte, was, Jasper? Ich muß es kürzlich gelesen haben."

Jaspers Lächeln vertiefte sich. „O ja, es paßt sonderlich gut auf die Blonden."

Da preßte Theo von Palm die Hand auf sein Herz. Gut, daß es keiner sah.

Das Haus kam in Sicht. Lichter blinkten auf, der gedeckte Tisch, der trauliche Lampenschein. Da riß sich der erregte Mann zusammen. Was konnten die andern dafür, daß junge Lenzblüte betäubend über ihn gekommen war.

⊕ ⊕ ⊕

In der Nacht wachte Sigi auf. Das geschah ihm selten. Aber er hatte den Vorhang nicht zugezogen, und das grelle, weiße Wetterleuchten erhellte sein Stübchen. Er wohnte im Erdgeschoß, und sein Fenster ging in die lange Veranda hinaus. Er war auf einmal ganz wach und lief auf nackten Sohlen zum Fenster.

Es war ganz dunkel, kein Stern blinkte, denn die Wolken hatten sich wieder zu dichten Massen zusammengeballt, und die Veranda war von Laubmassen ganz eingehüllt. Aber ein glimmendes Lichtpünktchen war doch zu sehen.

Ganz komisch! dachte Sigi. Leuchtkäfer gibt's doch jetzt nicht mehr.

Jetzt kam wieder ein grellweißer Lichtblitz, und da erkannte er seinen Vater. Der saß draußen ganz allein in der Nacht und hielt seine Zigarette in der Hand.

Leise wie der Dieb öffnete Sigi sein Fenster, fuhr in die Pantöffelchen und stand gleich darauf in seinem langen Nachthemde vor dem Vater. Er machte sein lustiges Spitzbuben-

gesicht, und so merkte er nicht, daß der einsame Mann vergrämt aussah.

„Wie du mich erschreckst," sagte der Vater, nahm den Jungen kurzerhand auf den Schoß und wickelte die schmale Knabengestalt mit in seinen Wettermantel, denn die Nacht hatte sich empfindlich abgekühlt.

„Fein, Theo — was?" Nachts und im ganz entzückenden Geheimen nannte er den Vater öfter noch so, wie er in früheren Kindertagen zu seinem besten Freunde gesprochen hatte. „Nu brauchen wir doch in der weiten Welt weiter nichts, was?"

Der Vater drückte ihn stumm an sich. Es blieb still.

„Aber der arme Jasper dauert mich," sagte der Junge nach einem Weilchen, „der ist so allein."

„Er kann ja später Fräulein Rennekamp heiraten," sagte Herr von Palm mit einem Frageblick auf seinen Jungen. Kinder haben solch erstaunlich sicheres Gefühl für die Zustände ringsum — nun zumal der Sigi.

„Das beste wär's natürlich," sagte Sigi altklug, „auch für Thilde, die ja nun unter fremde Leute muß, wenn ihr Bruder heiratet. Aber ich glaub's nicht."

„Warum denn nicht, mein Menschlein?"

„Weil der Jasper am liebsten auf und davon ginge, wieder zu den Soldaten. Und kann und kann nicht; erstens die Klitsche und dann das Vetterlein. Wenn man doch Vater ist, nicht wahr? Aber er spricht alle Tage davon. Gestern sagte er, er wäre hier festgebunden mit siebentausend Eisenketten und einem Liebesfaden."

„Ein Liebesfaden ist stärker als siebentausend Eisenketten."

Sigi nestelte sich zärtlich dicht an seines Vaters Brust. „Ich weiß, Vati, noch übers Grab hinaus."

Da brach es aus des Mannes tiefstem Herzen hervor: „Ja, Sigi, die armen Geschiedenen haben ihr Recht. Aber der Lebende auch. Soll er an einen Schwur gebunden bleiben, an eine bloße herrliche Erinnerung? Sigi, wenn ich dir eine neue Mutter gäbe?"

Es blieb ganz still unter dem weitfaltigen Mantel, unter dem sich die Blutwärme von Vater und Sohn weichwohlig mischte.

Endlich fragte ein zitterndes Stimmchen: „Thilde Rennekamp?“

Nun schwieg der Vater.

Endlich merkte er, daß Sigi weinte. Das Schluchzen wurde heftiger. Die kleine Brust bäumte sich wie im Krampf, und das Kind krallte sich an seinem Vater fest wie ein Tigerjunges in der Todesangst.

„Sigi!“ rief der Vater beschwörend. Er war im tiefsten erschüttert.

Der Paroxismus dauerte fort. Und hörte plötzlich auf. Das kannte der Vater. Sigi war einer erstaunlichen Willensenergie fähig, mitten im kindischen Überschwang von Lust oder Gram.

„Dann seid ihr zwei — und ich bin allein,“ sagte er still.

„Sigi, glaubst du, das könnte jemals sein?“

Sigi schwieg. Sein Gesicht war eigensinnig und finster verschlossen. Er hatte sich aufgerichtet und strebte aus den bergenden Falten des Mantels heraus.

Da nahm ihn sein Vater, wie er sich auch wehrte, fest auf den Arm und trug ihn durch die Glastür und den Korridor in sein Stübchen.

Da bettete er seinen Sohn, wie so oft seit dessen Kindertagen, und drückte ihn in die Kissen und setzte sich auf den Bettrand.

„Wir sind doch eines Blutes,“ sagte er und nahm mit Festigkeit die Knabenhand, die sich ihm entziehen wollte. Es tat ihm gut, daß der Junge mit ihm trotzte. Das gab ihm die Haltung zu sich selbst zurück, die ihm schon fast abhanden gekommen war, und er wiederholte: „Wir sind doch eines Blutes, wir zwei, du dummer Bub.“

Das klang wie ein stolzes Frohlocken. Aber Sigi wehrte sich gegen Rührung. Er dachte an das weiße Marmorbild zu Hause und dachte an sein Fortgehen nächste Ostern. Wie er dann weit fort von seinem Geliebtesten sein werde, bei irgendeinem steifen Verstandeskasten von Schulprofessor. Und durch die Steige des Blumengartens schritt derweile der Vater mit der fremden Blonden an seiner Seite, und — des Knaben Gedanken verwirrten sich — und Vater küßte die Thilde — und das paßte nicht für seinen Vater. Sein

Vater war allem überlegen, was es gab, einfach allem. Der stand zwischen dem lieben Gott und dem lustigen Leben mitten inne. Was wollte denn nun die Thilde Rennekamp von dem?

Er ballte seine kleinen kräftigen Hände zu Fäusten und warf sich in verzweifeltem Trotz im Bette herum, das Gesicht zur Wand.

Der Vater schwieg. Die Nachtstille umhüllte sie wie ein weicher, schwerer Vorhang. Endlich entschlummerte das Kind.

⊕ ⊕ ⊕

Am Morgen setzte sich Sigi im Bett auf. Sein erster bewußter Blick glitt zum Fenster, denn vom Wetter hing für diesen Naturfreund die Glückseligkeit des Tages ab.

Glorreiche Sonne strahlte vom blauen Sommerhimmel.

„Klingling, bumbum und tschingdada!" brach es aus seiner Brust; denn wer auch nur zwei Tage lang mit Jasper von Otzen zusammenlebte, der war mit Liliencron angefüllt bis zum Bersten.

„Brumbrum das große Bombardon — der Beckenschlag, das Helikon — die Pikkolo, der Zinkenist — die Türkentrommel, der Flötist."

Sigi hatte mit Inbrunst gesungen, eine frei erfundene Melodie; blitzend, klingend und brausend lag der lange, freie Ferientag vor ihm.

Plötzlich gab's ihm den kleinen, scharfen Hammerschlag aufs Herz: ja so — ach ja, freilich — ach du lieber Gott!

Er legte sich still wieder nieder, und der Glanz der Welt löschte aus.

Sophie trat in das Schlafstübchen. Sie brachte den frischen, weißen Anzug, die blanken Schuhe und die Morgenmilch, die das Kind während des Anziehens trank.

„Chottedoch, so stilling und sachting?" sagte Sophie, näher tretend.

„Ist Vater abgereist?"

„Herr Major het sin Gepäck zur Iserbahn schickt. He will to Foot nachlopen, wil daß der Morrn hüt so wunnerschön is. Awers Herr Major will jo man for twe Dag nach Stolp to 'n Pirdhandel, as he seggt. Do brukst doch nich so trurig sin? Din Papaing geiht di nich verloren."

„Willst denn vermorrn nich baden gehn?" Das Kind streckte zögernd die Beine unter der Decke vor, und Sophie schob ab zu ihrem hungrigen Junkerchen drüben, jenseits des Korridors.

Sigi trank ernsthaft seine Milch und machte sich sehr ordentlich fertig. Und dann flitzte er zur Hintertür hinaus, denn er wollte keinem begegnen. Einsamkeit würde fürder sein Los sein. Vater?

Er zuckte seine schmalen Achseln und schob die Unterlippe vor. Vater — der lief einem Mädel nach — sein Vater!

Er machte sich künstlich hart, während er mit den Händen in den Hosentaschen vorwärts hastete, durch die Schafweide um die Waldecke und den Feldweg und das Fischerdörfchen, wo die kleinen, blanken Häuser wie ein Hümpelchen Spielzeug zusammenkrochen, zum Schutz vor den Winterstürmen.

Alles war still, wie ausgestorben, sogar die Kinder mit in Feld und Weide. Aber Sigi sang unbekümmert: „Das stampft und dröhnt und klappt und flirrt, in Schritt und Tritt und Tritt und Schritt." Er sang immer die gleichen Worte. Da flogen die Schritte danach wie beflügelt, und dabei lag ihm das Herz wie ein Stein in der Brust: Vater läuft einem Mädel nach — mein Vater — mein Theovater!

Und da lag die See vor ihm.

Das Ufer bildete nur einen kleinen Fischerbodden, und die Wellen waren hier gemach und zahm. Aber die ebene Wasserfläche dehnte sich glitzernd und gleißend bis zum Horizont. Die Sonne ließ zahllose Lichtblitzchen von den Wassern hinübersprühen, der leise Wind hauchte Salzduft auf die Lippen; fein und zartkörnig lag der schmale, flache Dünenstreifen unter den Füßen.

„Glitzernd, schäumend, brandend, brüllend — vor mir wogt der Ozean!" sang Sigi und warf seine Kleider von sich. Er schritt ins Wasser, seine nackten Glieder von der warmen Sonne beschienen, legte sich, schwamm und ließ sich tragen, auf den Rücken geworfen, die Arme weit ausgestreckt und die blauen Augen ungeblendet dem Himmel zugewandt.

Weit und breit war kein Mensch. Der Junge sang und schrie und tobte im Wasser mit Spritzen und Schleudern. Der Trotz peitschte eine Erregung in ihm auf, die sich Luft

machen mußte. Die herbkühlen Wellen strömten so wohlig um die Haut; der Kraftaufwand, den er in seinen Spielen trieb, brachte das Blut in Wallung; den Faulduft der breiten Tangblätter, die auf dem Wasser trieben, sog er ein — und endlich schwamm er auf eine kleine Sandbank zu, die jeweils von den Wellen überspült und dann wieder, von der Sonne getrocknet, frei emporragte.

Da hatten sie im vorigen Sommer oft ausgeruht, wenn sie's zu arg getrieben hatten mit ihren Tritonenspielen — Vater und er. Hier sitzt sich's auch ganz gemütlich allein — dachte der Sigi von Palm und schob die Unterlippe vor. „Alles will gelernt sein," so sagte Vater öfters. Er schob die Brauen zusammen. Am besten wär's schon, er könnte gleich morgen nach Greifswald aufs Gymnasium. Dann schon lieber gleich. Wenn Vater einen Strich durch ihre Freundschaft machte? Und nahm sich eine Wildfremde an seine Seite? Auch gut.

Ja, hatte er die Thilde denn nicht lieb, die blonde Thilde, die so kräftig und frisch war wie Wasser und Luft, hatte er — der Sigi — die nicht lieb? Nee! Die ging ihn nichts an. Gefallen und — lieb haben, das ist denn doch zweierlei. Lieb haben, so daß sich das Herz, das leibhaftige Herz in der Brust vor Lust nicht lassen kann — nee, so lieb kann man nur einen haben.

Jetzt ließ er den Tränen freien Lauf. Hier sah es keiner. Sogar Vater hatte geweint, damals, als die kleine Mama in ihrem Sarge lag, zwischen den weißen Trauerrosen das strenge, wachsweiße Gesichtlein mit den leise hochgezogenen dunklen Brauen, so, als ob sie sich wunderte, daß sie sich so gar nicht rühren konnte.

Ach Mammi, unsre arme, kleine Mammi.

So saß der Sigi, die Hände um die hochgezogenen Kniee gefaltet, auf seiner Sandscholle und glitt dann wieder ins spielende, kosende Wasser, stieg pudelnaß an Land, schüttelte sich ein weniges, bis die liebe Sonne ihn halbwegs getrocknet hatte, und zog wieder seine Kleider an.

Ganz komisch, vor den Fischerhäusern war auf einmal Leben. Der alte Heinz Wensten war mit seinem Nachtfang angelangt. Der Kahn war festgemacht. Im Vorbeischlendern

sah Sigi einen ganzen Haufen silberschuppiger Heringe und Flundern am Boden glitzern. Aber der alte Wensten stand zwischen einem Hümpel Leute, als ob der Wind die auf einmal zusammengeweht hätte, und redete und gestikulierte, und Ausrufe: „Achottachott!" und „Harre ne!" schallten herüber.

Sigi trat neugierig zu den Leuten heran. Erst verstand er nicht, denn sie schrieen durcheinander. Dann richteten sich alle seine Haare auf. Der Schnellzug nach Stolp zu war entgleist, Dammbruch — alles unterwaschen vom Wolkenbruch gestern. Die vorderen Wagen in Brand geraten. Tote gab's. Jochen und Miene Möllers waren im Zuge mit bei, und der alte Jud Baruch Mandelbaum, der mit stählernen Uhren und Solinger Messern hausieren ging.

Sie fuhren plötzlich herum von einem Schrei, der so grell schrillte wie aus wilder Raubvogelbrust. Da stand das Kind entgeistert und preßte seine Hände auf die Brust.

Sie standen alle wie erstarrt. Der Schrei war durch die Schwere ihres langsamen Fühlens gefahren wie ein schwirrender Pfeil.

„Hast du denn wen dorbi?"

„Mein Vater!"

Die alte Lene Dorschkopp legte ihm ihre knorrige Hand auf die Schulter: „Jung, t'sünd jo doch nich alle mallürt, de dor in west sünd — besinn' dich man . . ."

Eine Halbwüchsige hielt ihm den irdenen Krug mit Wasser hin, den sie eben gefüllt hatte. Das Kind stieß ihn zurück, und das Entsetzen wich nicht aus seinen starrenden Augen.

Endlich schob sich gemächlich ein Blonder aus dem Haufen heran, ein dicker, kurzer, einer von denen, die nicht zu stürmisch im Begreifen sind. Der nahm langsam seinen kurzstummeligen Nasenwärmer aus dem Mund und sagte bedachtsam: „Din Vadder, Jung? O ne, dor kannst ganz ruhig blieben. Din Vadder liggt hier nahbi im Kurn un slöppt as ne Johrmarkspopp. Ick schall nahsten sin Saken von Bahnhof retur holen. Jung, ick werd' doch woll din Vadding kennen?"

Da fiel Sigi von Palm der alten Lene Dorschkopp in die Arme, weil die just neben ihm stand. Aber zu einer richtigen Ohnmacht brachte es der Staatsbub nicht. Er heulte und

lachte durcheinander, trank Wasser, verschluckte sich, hustete, jappte, und zuletzt siegte das befreiende Lachen.

Und endlich lief er fort.

Wie der Dieb in der Nacht, so leise schlich er sich in das Feld, und wo der Roggen am dichtesten und höchsten stand, da lag ein müder Mann, der seine Nacht in Seelenkämpfen durchwacht hatte, und schlief, auf seinem braven Mantel gelagert, in den strahlenden Herrgottstag hinein.

Sein kleiner Sohn kauerte lautlos neben ihm, bewachte seinen Schlummer und besprach sich mit seinem guten Freunde, dem lieben Gott.

Und entweder hatte der Major nun ausgeschlafen, oder durch seine Nerven drang Sigis zärtlicher Blick: er schlug die Augen groß auf.

„Vati!" sagte das Kind.

„Mein Kerlchen, du?" Der Major saß plötzlich aufrecht und zog den Knaben dicht an sich heran.

„Vati," sagte Sigi tapfer, schluckte und druckte einen Augenblick. „Vati, ich möcht' nu doch nich, daß du allein bleibst, wenn ich aufs Pennal muß; wollen doch mal flink zu Thilde Rennekamp."

„Du mit?" fragte der Major ein bißchen befangen.

„Ja, natürlich, wir beide zusammen. Ich kann ja da gleich mal hören, ob ihr nicht das Vetterlein zu uns auf den Everdingshof nehmen könntet. Dann pachtet Fritz Rennekamp die Klitsche, und Jasper geht dann wieder in sein Regiment. Und wenn ich dann in Greifswald bin, dann weiß ich doch, daß einer auf dich paßt, und daß du kein schweres Herz hast. Denn ein schweres Herz — ach ..."

Da lagen sich die beiden Palms ganz fest in den Armen und hatten beide die Augen voll Wasser. Und dann gingen sie einträchtig zusammen zu Thilde auf die Freite, Vater und Sohn, mit Klingling, Bumbum und Tschingdada!

Das Pechvögelchen

Es war einmal ein Mann — und gar nicht etwa ein dummer, — der teilte alle Frauen ein in Heldenweiber und Puthühnchen. Natürlich brauchen die Heldenweiber nicht mit Helm und Brünne spazieren zu laufen, was hochlöbliche Polizei auch wohl schwerlich gestatten würde. Es genügt allenfalls schon, wenn sie den Mut einer eigenen Meinung haben, Broterwerb betreiben oder gar ein Examen bestehen. Kurzum, die Heldenweiber können auf ihren eigenen zwei Beinen durchs Leben kommen.

Die Puthühnchen hingegen brauchen einen Hahn, dem sie folgen müssen durch dick und dünn. Findet kein solcher Gefallen an ihren niedlichen Federn, und sie bleiben einschichtig für sich, dann ist die Not groß.

Im allgemeinen aber finden die Puthühnchen eher einen Beschützer als die Heldenweiber.

Darum hatte auch der Herr Staatsanwalt Schmidtchen vor zehn Jahren die kleine Suse Reimers geheiratet, die einer Beamtenwitwe einzige Tochter und ein schmächtiges blondes Jungfräulein gewesen war.

Verliebt hatte sich Schmidtchen nicht; nicht die Bohne. Das wäre ihm höchst kläglich und unmännlich erschienen. Dennoch war er geneigt, seine Wahl unter die idealistisch uneigennützigen zu rechnen, denn es war ihm natürlich nicht um das Vermögen zu tun gewesen, das die kleine Reimers gar nicht besessen hatte.

Aber als Schmidtchen damals gewahr wurde, daß ihm das Wirtshausesſen nicht mehr behagte, zu dem er immer erst in jedem Wetter hinrennen mußte, wie die Hirsche zur Salzlecke — und ferner, daß ein beweibter Staatsbeamter überall eine bessere Figur macht als ein lediger, da sah er sich unter den Töchtern des Landes um.

Der Herr Staatsanwalt war ein etwas vierschrötiger Herr, schwärzlich brünett, mit goldener Brille und einer biederen Rechten, die eigentlich nur zum Schreiben oder Essen zwischen den Knöpfen seines langtailligen Gehrockes hervorkam. So repräsentierte er schon in jungen Jahren die Würde seines Standes. Und das konnte man ihm nicht verdenken, denn sein guter, seliger Vater war nur Kanzleisekretär am Amtsgericht gewesen. So bedeutete seine Beamtenwürde eine ungewöhnlich hohe Sprosse in der Familiengeschichte der Schmidtchen.

Übrigens war der Staatsanwalt ein riesig anständiger Charakter und herzensguter Mensch, den die Kollegen schätzten — nur bequem Kirschen essen war natürlich nicht mit ihm.

So kam, eben vor zehn Jahren, jener denkwürdige Winter, da Schmidtchen ganz gegen seine Gewohnheiten auf allen Tanzgelegenheiten seines Umgangskreises antrat.

Er tanzte übrigens nicht höchstselbst, denn er wußte ganz gut, daß man mit kurzen Armen und Beinen auf dem Tanzboden keinen Staat machen kann.

Da fiel ihm denn das feine Figürchen der kleinen Suse sehr bald auf. Und als er erst sah, wie nette, devote Verbeugungen sie vor den älteren Damen machte, wie jugendschüchtern die Farbe in dem Blondinengesichtchen wechselte und wie herzlich respektvoll sie auf seine herablassende Unterhaltung einging, da sagte er sich, daß eine Ehe mit dieser offensichtlich leicht zu ziehenden Susanna Reimers eine behagliche und absolut ungefährliche Sache sein werde. Sie würde sich ganz sicher der Präponderanz des unbedingt stärkeren Ehekontrahenten unterordnen.

So war die hübsche Kleine blutjung Frau Staatsanwalt Schmidtchen geworden und von ihrem Mamachen fort, mit der es sich so gemütlich gelebt hatte, in eine peinlich strenge Schule gekommen.

Die Mama prahlte ja nun — wie Mütter tun — auf den spärlichen Kaffeegesellschaften ein bißchen mit der vorzüglichen Versorgung ihrer Tochter herum. Im stillen aber nannte sie das Kind ein Pechvögelchen, denn sie hätte sich wohl einen jüngeren und leichtlebigeren Schwiegersohn gewünscht.

Übrigens hatte sie gewaltigen Respekt vor ihm, und als sie vor ein paar Jahren starb, nahm sie die Beruhigung mit, daß sich ihr Pechvögelchen ganz nett und gescheit in seine Lage gefunden hatte. Es zog eben — genügsam und devot wie alle Reimers — auch aus diesem dürren Eheboden den unschätzbaren Nährstoff der Zufriedenheit.

Natürlich war sie gleich am ersten Tage drunter durch gewesen, wie man zu sagen pflegt.

Es ist wohl anzunehmen, daß Staatsanwälte immer eine besondere Masse strenger Lebensprinzipien haben werden, stammen sie doch direkt von dem Engel mit dem feurigen Schwert ab, der die Menschen aus dem Paradiese bürgerlicher Unbescholtenheit in weniger angenehme Regionen trieb.

Aber Staatsanwalt Schmidtchen übertraf hierin seine sämtlichen Spezialkollegen.

Steif und ruhig, ganz ohne Humor und also ohne die geringste Neigung, jemals über die Stränge zu schlagen, forderte er von seinem rosigen Ehegespons das gleiche. Lehrgeld aber mußten sie alle beide zahlen, und hätte die kleine Suse gewußt — die von klein auf ein Kindernärrchen gewesen war —, daß ihr ein eigenes Kindchen versagt bleiben würde, so hätte sie sich auch nicht so leicht in alle strengen Forderungen gefügt. Was bedeuten aber die kleinen Alltäglichkeiten dem Phantasiemenschen, der einem großen Glücke entgegenharrt!

Zuerst hatte sie sich selbst gewundert, wie oft sie Verkehrtes anstellte.

Da gleich zu Anfang, zum Exempel, hatte ihr der Mann aufgetragen, die verstaubten Bücher in seinen zwei großen Regalen zu ordnen. Sie hatte sich ein Schleiertüchlein um ihre goldenen Haare gewunden und tapfer die alten Schmöker aus dem Fenster ausgeklopft, immer zwei gegeneinander, hatte viel Staub geschluckt und saß seelenvergnügt vor ihrem Werke, als ihr steifer Eheliebster heimkam.

Der sah denn auch mit gnädiger Zufriedenheit auf die blanken Bücherreihen, bis sich eine starre, steinerne Mißbilligung um seinen festgepreßten Mund legte.

Es gibt nämlich eine alte Juristenscharteke, die heißt

„Launegild und Vadia" — und die stand nun auf einmal neben Gustav Freytags „Ingo und Ingraban".

Suschen verstand nicht die Empörung ihres Gatten. „Da stell' ich's halt um," sagte das leichtfertige Frauchen.

„So," lautete die Antwort, „der denkende Mensch soll sein Vorrecht vor der unvernünftigen Kreatur nicht einen Augenblick vergessen. Leichtfertige Gedankenlosigkeit schüttet einem Kinde Borsäure oder sonst ein Teufelszeug in die Milch."

„Ach, wenn ich nur ein kleines Kindchen hätte," sagte sie und brach in Tränen aus.

Da sah er ganz verdutzt aus, wie stets, wenn sein gutes Herz mit seiner Prinzipienreiterei in Konflikt kam.

Und um seine Härte gutzumachen, hielt er ihr einen langen Vortrag über Wadium, Wedde, Weddeschat, über Pfandrecht, über feste, bewegliche, fressende Pfänder — wenn nämlich Tiere als Pfandobjekt gegeben werden; zitierte den Sachsenspiegel, Mittermeier und Beseler. Nun mußte sie doch wissen, wo „Launegild und Vadia" hingehörte?

Nein, sie wußte es immer noch nicht. Sah ihn aber mit so treuen und ehrfürchtigen Augen an, daß er ein angenehm geschmeicheltes Gefühl um die Magengrube herum verspürte.

Da gaben sie sich alle beide zufrieden.

Ihm übrigens war die Kinderlosigkeit ganz recht. Er war durchaus nicht der Mann, in zweiter Linie zu stehen. Kinder sind anspruchsvolle, unbequeme Wesen für trockene Naturen.

Und sie — weil sie nun doch zu den Puthühnchen gehörte — sie tröstete sich auf ihre Weise und suchte sich an Stelle des großen, versagten Glücks eine Menge kleiner Plaisirs: ein bißchen Putz, ein bißchen Naschen, einen kleinen Schwarm in allen Ehren — wie ein glattes Eselchen auf der Weide, das hier einen fetten Halm rupft und dort ein pikantes Distelkraut.

So waren sie zehn Jahre alte Eheleute.

Er war ein gut Teil dicker geworden und sie erheblich dünner. Es stand ihnen beiden nicht besonders, aber das merkten sie nicht.

Eines Morgens saßen sie sich am nahrhaft bestandenen Frühstückstisch gegenüber. Sie packte in eine Reisetasche allerlei Eßbares und Trinkhaftes, denn der Gestrenge mußte

zu einer Verhandlung nach Halle dampfen. Der labte sich indessen am stark duftenden Kaffee und der geliebten Morgenzigarre.

Gewöhnlich saßen sie sich früh wortlos gegenüber. Frivoles Geplauder ziemt sich, wenn überhaupt, erst nach der Tagesarbeit.

Heut aber brannten allerlei Fragen in den lebhaften Augen der jungen Frau.

„Wenn du nun in der Lotterie gewännest, Mann," platzte sie endlich los, „wie würdest du denn eine große Summe unterbringen?"

Er saugte weiter an seiner dicken Zigarre und knurrte nur nach einer Weile das Wort „Dochow" hervor.

Diese Antwort bekam sie oft zu hören. Denn da der Kreis der staatsanwaltlichen Interessen eng gezogen und ihr ein langes Schweigen immer etwas bänglich auf die Nerven fiel, so hatte sie sich das Fragen angewöhnt und holte die Gegenstände der Unterhaltungen am häuslichen Herd oft verwunderlich weit her.

„Dochow" aber war ein urgelehrter Jurist, der für Examenzwecke ein ganzes Bändchen voll Strafrechtsfälle — echte Doktorfragen — herausgegeben hat. Und das muß man ihm lassen, was eine ausgesucht raffinierte Phantasie an Schand- und Greueltaten, Übertretungen und Unterlassungen schuldiger Pflichten nur ausdenken kann, das hat der Mann in majorem justitiae gloriam gewissenhaft zusammengetragen.

„Dochow" hieß also: laß mich gefälligst mit weithergeholten Doktorfragen zufrieden.

„Er ist wieder ein ganz gehöriger Ekel," dachte Frau Suse. Das war aber nicht im mindesten böse gemeint. Denn wenn ein Mann nicht mal an seinem eigenen Tisch ein Ekel sein darf, dann möchte ich wohl wissen, wo er es sich sonst erlauben sollte.

Herr Schmidtchen aber war durch die Frage seiner Frau in seinem staatsanwaltlichen Gemüt etwas beunruhigt. Über die Zeitung hinweg glaubte er auf ihrem Gesicht ein stilles Glänzen zu sehen, und da fügte er salbungsvoll hinzu: „Übrigens weißt du, meine beste Susanne, wie ich über das Lotteriespiel denke. Ich will es nicht direkt unmoralisch

nennen, da es der Staat billigt und protegiert und ich mich unmöglich mit dem Staate in irgendwelchem Gegensatz befinden zu wollen wünschen kann. Ich aber habe das Prinzip, nur ehrlich Erworbenes besitzen zu wollen. Ich würde dir eine Eigenmächtigkeit auch dann nicht vergeben, wenn dir ein Gewinn zufiele."

„Ohne Scherz?" fragte sie mit leuchtenden Augen.

„Ich scherze bekanntlich nie!" sagte er salbungsvoll, und damit sprach er leider Gottes die Wahrheit.

Eine Stunde später dampfte Schmidtchen mit seinem Nachtsack und seinen sämtlichen Prinzipien nach Halle — und Frau Suschen fühlte sich sofort um mindestens zehn Jahre verjüngt.

Nicht als ob sie ihn nicht in Treu und Ehren hielte — Gott, sie käme sich ja wie ein verlaufenes Hündchen vor, wenn man ihr ihren guten Mann entführte — etwa in den Hörselberg! Da würde ihr Schmidtchen gut Ordnung stiften — mit der Frau Holda würde der wohl schnell fertig werden, wo er doch das ganze Strafrecht mit allen seinen Paragraphen im Kopfe hatte. Diese kleine alberne Vorstellung erheiterte die eifrig herumschäfternde Frau noch eine ganze Weile, obschon sie nie darüber nachgedacht hatte, daß die Verkuppelung unversöhnlicher Gegensätze unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt zum ältesten Requisitenschatz gewerbsmäßiger Witzproduzenten gehört.

Dann gab es ihr wieder den scharfen Hammerschlag aufs Herz, so daß es für einen Augenblick beinahe stille stand.

So oft schon, seit gestern, seit Herr Steiner persönlich — in Firma Steiner & Rabuse — die Fabelsumme von sechsunddreißigtausendachthundertundzweiundvierzig Mark auf den Tisch gezählt und ihr, gegen Los und Quittung, überreicht hatte.

Ganz benommen, ganz automatenhaft war sie gewesen; aber so viel erinnerte sie sich doch: etwas von „absolut unbedingter Diskretion" war ihr zugesichert worden.

Seitdem trug sie die sechsunddreißigtausend Mark — was für ein lächerlich kleines Paket das war — zwischen Hemdchen und Korsett auf der Brust und die acht blauen Scheine und etlichen Goldstückchen im Portemonnaie.

Suse Schmidtchen, das Pechvögelchen, und einen Achtelgewinnanteil an der großen Prämie!

Und nun strudelten alle die Vorstellungen durcheinander: alle die lange angeschmachteten Schaufensterauslagen, an denen ihre Füßchen buchstäblich nicht vorbeiwollten — alle die verwegenen Träume von Möglichkeiten, die so gänzlich außerhalb der Schmidtchenschen Lebenssphäre lagen!

„Man würde ja nie — das verstand sich ja von selbst — und wie weit man in jeglicher Situation gehen dürfte, na ja, das — aber immerhin —" und ein vergnügter, leise gezwitscherter Vogellaut, ein Herzensjauchzer flog empor aus der zarten Brust — der gleich wieder abebben mußte, weil das Mädchen kam, um den Frühstückstisch abzuräumen.

Die gefährliche Abenteurerin Suse trat ans Fenster und kehrte ihr rotüberblühtes Antlitz der Straße zu, während sie ihre häuslichen Aufträge gab: „Und ich fahre nach Friedenau zu Frau Doktor Katerstein, da esse ich auch zu Mittag. Und der Herr kommt erst morgen zurück. Und versorgen Sie sich gut, Anna, es sind ja so viele Reste in der Speisekammer."

In der Schlafstube sah sie mit abgestreiftem Kleide lange so vor sich hin. Kapitalistin — es war ein zu komisches Gefühl — es trug wie ein Paar ausgebreiteter Schwingen. Kann denn im Gelde Poesie stecken? Da schüttelte sie ratlos den Kopf.

Ob es wohl Frauen gab, die ganz tollkühn in ihres Mannes Arme stürzen, wenn sie sich freuen?

Warum nur hatte s i e immerzu dieses schlechte Schulmädelgewissen — um nichts und wieder nichts?

Aber heut! Alle kleinen Gelüste wird sie sich erfüllen — alle, die man so lange in leeren Stunden in sich großgepäppelt hatte — alle!

Sie strich mit ihren mageren schlanken Händen über die schmächtigen nackten Arme. Alles wird erfüllt heute — alles.

Und morgen abend — heut ist er ja abwesend — wenn Ottchen schon im Bette liegt, und sie ihm das Glas Wasser und das Taschentuch und das Blättchen vom Abreißkalender und die Sodener Mineralpille und die zwei Rhabarberplätzchen auf dem Nachttischchen ordnet, und wenn er dann brummt, weil sie immer noch nicht unter ihre Steppdecke huscht, dann

streut sie den ganzen Mammon über ihn aus. Mag er dann donnern; nachher muß er sich ja doch freuen, sechsunddreißigtausend Mark sind doch kein Pappenstiel. Und wenn's noch dazu der Staat protegiert! Von den achthundertzweiundvierzig Mark sagt sie ihm einfach nichts — das wird heute verjuxt. Dabei tut ihr Herz wieder so einen schreckhaften Zuck, aber sie läßt sich's nicht anfechten.

Vor dem großen Spiegel steckt sie ihr krauses Goldhaar in große Tuffs und Wellen. Das knappe schwarze Tuchkleid macht ein brillantes Figürchen. Die Federn auf dem großen Filzhut sind ruppig, die Stiefelchen auch — Ottchen ahnt ja nicht, was die Dinge kosten. Das ist ja sehr nett, diese Einteilung in so viele Extrakassen, für alle Lebensbedürfnisse eine. Aber mehr wird es davon auch nicht, und wenn die eine leer ist, muß man ja doch bei der andern borgen gehen.

Das waren ein paar glückselige Vormittagsstunden. Bald nickten die neuen Straußenfedern auf dem Hut, wie weggewischt war die kleine sorgenschwere Abgenutztheit der feinen Züge.

Mutter Landstraße — mit wie hoher Liebeslyrik besingen sie deine Poesie — die Poesie der unendlichen Weite, der grenzenlosen Traumseligkeit. Deinen Boden, den die Sonne dörrt, der Schnee bleicht, der Sturm blank fegt — auf dem unablässig, seit Jahrtausenden, rüstige Füße scharrten, willensstarke, eigensüchtige — und müde, todestraurige.

Die Sänger der Großstadtstraße sind nur spärlich dagegen.

Aber warum soll ein Hünengrab mehr Stimmungsreiz enthalten, als ein Fabrikschlot oder ein Droschkengaul?

Für Frau Suse entfaltete die Straße Seele und Schwung. Da fielen alle kleinen Alltagssorgen ab, die unzähligen Gewissensbeschwernisse ihrer allzu engen Abhängigkeit.

Da war so ein unverschämt fröhlicher Lärm; da huschten Schatten und Lichter so eigen allegrettohaft vorüber, da war jeder Passant ein kleines Lebensrätsel.

Alle Veilchensträußchen, alle Fliedergarben blühten eigens für sie.

Da glühten plötzlich Farben auf: Rosenpurpur und Goldbraun, fahles Blau und kaltes metallisches Grün, Gott weiß woher, das Auge trank es eben ein.

Und da spritzten und sprühten Lichtfünkchen herüber, da wo sich die geschliffenen Facetten der Kristalle und die wuchtigen Silberbäuche üppiger Prunkgefäße brüsteten. Protzige Pracht und schmachtender Scharm dicht nebeneinander.

Und da federte der schreitende Fuß im leichtbeflügelten Gange, ganz besonders, wenn ein kundiger Blick auf ihr ruhte, länger, eindringlicher — und wenn der Blick sprach: Schau, schau — bist ja noch gar keine alte Suse — bist ja noch ein ganz passables Herzkäferchen — schade, nur ein Pulsschlag lang, dann sind wir für dieses Leben aneinander vorbei.

Und der dauerte an, dieser leichte Rausch der Großstadtstraße, bis sie wieder heimwärts an die stille Vorstadt kam, mit den respektablen Mittelstandshäusern und Mittelstandsgefühlen.

Heut war sie schier benommen, als sie gegen Mittag mit ihrem Rundlauf durch die Läden fertig war.

Die kleine, immer etwas kümmerliche Frau Staatsanwalt war in eine elegante Dame verwandelt. Seide raschelte um sie her, nur ganz diskret, Veilchen dufteten zwischen den Knöpfen ihres knappen Jäckchens, und eine seit Jahren geknebelte und geknechtete, eine nie ganz zum Schweigen gebrachte Fraueneitelkeit züngelte aus dem Dunkel empor wie ein kaltes, aalglattes Schlänglein, wenn der Deckel seines Käfigs gelüftet wird.

Solange es Mann und Weib gibt, wird Weib Weibesreiz entfalten wollen.

Dann ging sie ganz dreist in das Domhofcafé. Zu dieser Tageszeit war das gar nicht bedenklich.

Die meisten Tischchen waren von Herren besetzt, die mitten zwischen ihrer Tätigkeit auf der Börse, an der Akademie und nahen Universität eine eilige Erfrischung zu sich nahmen.

Sie tranken eine Bouillon, ein Pilsener, durchflogen Zeitungen. Der Duft von schwerem Malaga und Blätterteigpastetchen hing in der Luft. Von den Marmortischchen her klang das unablässige eintönige Klappern der Gedecke und das Schurren von den eilig geschobenen Nickeltablettchen.

Frau Suse setzte sich mitten zwischen alle die Herren an ein leeres Tischchen. Sie nippte an einem goldfarbenen spanischen Wein und gabelte ein bißchen Kaviar auf.

Der starke Wein rann wie Öl durch die Kehle; er entzündete ein feines Rot auf den schmalen Wänglein und ließ die grauen Augensterne erglänzen.

Ein älterer Börsenherr nahm das schicke Frauchen aufs Korn. Er war gräßlich — dick mit schlaffen Augenlidern und einer breiten, zitternden Unterlippe. Halb väterlich und halb lüstern sah er sie an; da rückte sie ihren Stuhl etwas herum, fort aus dem Bereich seiner unreinlichen Blicke.

Nicht gar weit davon saßen zwei noch junge Damen über große Wiener Witzblätter geneigt — Theaterdamen vermutlich. Lange, dünne Figuren, farblose Gesichter und farblose Kleider, die sich vom Knie abwärts zu unwahrscheinlicher Enge verjüngten. Sie waren von ganz gleicher, aber auffallend aparter Häßlichkeit.

„Merkwürdig," philosophierte die kleine Eitelkeit, „früher sollten doch die Frauen schön sein — Albion oder Rom, das waren die markantesten Typen, Rom überhaupt ging schon über alles. Dem lief dann Paris den Rang ab. Heute brauchen sie gar nicht mehr schön zu sein — wenn nur die ‚Aufmachung' tiptop und raffiniert ist. Absurd eitel, komisch eitel sind heute diese jungen Männer — sehen die Frauen nur darauf an, wie sie ihnen stehen würden, ob man neben ihnen mit Aplomb auftreten kann, ob ihre Dame der Karriere förderlich sein könne! Ach, wenn mein Ottchen nur von fern ahnte — —" Und nun lachte Frau Suse vor Vergnügen, denn von einem entfernten Tischchen her nickte ihr ein langer junger Mann lebhaft zu, sprang auf und kam, geschickt um Stühle und Menschengruppen herumlavierend, eilends zu ihr.

Das war der Vetter Baumeister, Ludolf Reimers, der erste moderne Reimers aus der ganzen Sippe, ganz aus der Art geschlagen, langbeinig, mit aufgesträubtem fuchsbraunen Haar und zweizipfligem Bart, mit einem spöttisch melancholischen Lächeln und den leichtsinnigsten Augen.

Zu Schmidtchens kam er nicht mehr, denn sie konnten sich nicht ausstehen, Lude Reimers und der Staatsanwalt. Aber am dritten Ort begrüßte er seine Cousine immer besonders herzlich, denn er hatte sie brüderlich gern und — herrjemine, wie furchtbar tat sie ihm leid.

Wie ein hübsches, dummes Vögelein im eng verhängten

Bauer kam sie ihm ja vor, während er mit seinen zwei langen, leichtsinnigen Beinen frank und frei über Gottes schöne Erde lief.

Nie hatte er sich klar gemacht, wie ritterlich dieses hinreichend empfindliche Gefühl in seinem Herzen für diese junge Frau war. Mit seinen etlichen dreißig Jahren war er ein so frisch und gütig empfindender großer Junge, daß alle seine Triebe völlig unbewußt in ihm wirkten.

„Servus, Suse!" rief er vergnügt. „Ich trau' meinen Augen nicht, Mädel, du schaust ja heut so extra aus, erklär' doch nur mal —"

„Ja, wieso denn extra?" Dabei hob sie vornehm gelassen die Schultern.

„Apart, pikant, höllisch unternehmend. Sag mal, Suse, hast du in der Lotterie gewonnen?"

„Ja, natürlich," lachte sie, „was du gut raten kannst; aber wo kommst denn du jetzt her, Lude?"

„Ich baue doch jetzt hier," sagte er und blinzelte immer über den Kneifer weg auf die schmalen Händchen und das weiche fröhliche Blondinengesicht. Dann blieb sein Blick auf dem kleinen blitzenden Kleeblatt haften, das, aus drei wasserhellen Steinchen gebildet, die kleine Spitzenhaube unter dem feinen Kinn zusammenhielt.

„Straß, Suse?"

„Nee, Ludelchen, echt — Gott verzeih mir die Sünde."

„Du, Kleine, das wär' ein teurer Spaß. Wie Schulden drücken, das ahnst du wohl nicht!"

„Ich mache keine — ich zahle. Wenn man doch in der Lotterie gewonnen hat."

„Suse — Mumpitz! In der Lotterie gewinnt man doch nicht!"

Da lachte sie nur und bog den Kopf zurück, daß er den weißen Hals vibrieren sah.

Ludolf Reimers schüttelte den Kopf. Irgendwas war mit dem Frauchen passiert, so viel stand fest. Die sah ja heute aus, als hätte sie den Teufel im Leibe. Da werde einer aus den Frauen klug: Zehn Jahre lassen sie sich fallen, altern, versumpfen scheinbar, schlummern über die beste Etappe ihres bißchen Lebens hinweg — und eines schönen Tages — —

„Kind, bist du auf deinen alten Tag verliebt?" brach er los.

„Aber natürlich — in mein Ottchen!"

Da lachte er sarkastisch, blickte aber höchst erstaunt darein, als sie hinter dem kleinen Damastservierttchen, mit dem sie sich umständlich die Lippen putzte, ein kleines, rotes Portefeuille zum Vorschein brachte. „Hier, Vetterchen," und sie zeigte ihm verstohlen den ganzen Mammon.

„Also wirklich wahr mit der Lotterie?"

„Wirklich und wahrhaftig," dabei blitzte ihr das Vergnügen aus den Augen. War es das verwegen schnell geschlürfte Gläschen starken Weins oder sonst ein innerer Zwang — sie seufzte erleichtert auf — Gott sei Dank, nun konnte sie doch mit jemand darüber sprechen.

Der junge Baumeister pfiff leise vor sich hin. „Kind, das muß nach der Ordnung begossen werden, sei heut mein Tischgast, kannst du's nicht einrichten? Laß uns mal mit allen Finessen zusammen speisen und vergnügt sein!"

„Ja," sagte sie erglühend, „herzlich gern, Ludolf, mein Ottchen ist verreist, der stört uns nicht."

Da sah er sie schnell und scharf von der Seite an, aber sie behielt ihren lieben Unschuldsblick und er lachte beinahe ein bißchen enttäuscht. „Na ja, Brüderchen und Schwesterchen, das war ja immer so zwischen uns."

Dann gingen sie zusammen auf der Promenade. Es war ein Prachtwetter, der ganze Frühling klang in den Lüften. Fast zu schwül duftete der Flieder in den Boskets der Anlagen. Zittrig grüne Schleier woben sich durch die Baumkronen. Unten war schon alles füllig grün, und weich und schwülstig sangen Amsel und Pirol.

Die Augen der Jungen glühten vor Lust und die der Alten vor Wehmut — genau wie alle Jahre.

Und alle Welt wurde etwas müde, ein bißchen schwer in den Gliedern; kam es vom Blutstrom, den die neue Sonnenwärme schneller kreisen läßt, oder von all dem Maigefühl und Lenzrausch.

„Ludchen," sagte Susanne lachend, als sie eine ganz feine, aber etwas pumplige alte Dame gegrüßt hatten, „weißt du, das ist die alte Frau Professor Schneidewein, der bin ich schon vorher bei Witborg begegnet, wo ich das Kleidchen hier ge-

kauft habe. Da bemerkte sie gleich mein herziges kleines Brillantenblättchen. Wie sie danach fragte, sag' ich ganz gedankenlos, ich hätt's bei Friedemann gekauft. Dann bekam ich gleich einen furchtbaren Schreck, denn bei dem kaufen doch nur die obern Zehntausend. Und da log ich, es sei nur Bergkristall Und die alte Schneidewein sagte, das hätte sie sich gleich gedacht, und mein Ottchen sei viel zu vernünftig für solche Extravaganzen."

„Kind," sagte er, „die einzige Vernunft ist, den Dornenweg des Lebens für unser Liebchen mit Blumen zu bestreuen!"

„Ja," meinte sie altklug, „wo bleiben da die sicheren, festen Grundsätze? Du Leichtsinn hast wohl nie so ganz feste gehabt!"

„Nein," gab er willig zu, „damit bin ich mir und meinen Lieben niemals lästig geworden. Wer seinen Regulator in der Brust trägt, für Leben und Sterben, der braucht nicht solches lästige Gestrüpp."

„Und dich hab' ich immer für einen waschechten Egoisten gehalten," sagte sie bedächtig, denn ihr stand der blumige Weg vor Augen, den er der Liebsten bereiten wollte.

„Bin ich auch," sagte er, in die Sonne blinzelnd, „der Altruist ist der allergeriebenste von allen Egoisten. Das bloße Genießen, auch das Sichselbstgenießen, ist allemal kulturroh, es kommt auf das Medium an, durch das der Genuß zu uns dringt."

„Ei darum also bin ich für heute invitiert?"

„Nein, Suschen, das ist Egoismus sans phrase," sagte er galant.

Ludolf und Suschen wurden erst nach reiflichem Überlegen einig, wo sie speisen wollten. Alle die Stadtlokale mit ihren verbauten Räumen, wo man zwischen Vorhängen und Teppichen erstickt, waren ausgeschlossen. So ein wonniger Tag! Da kamen sie überein, nach dem Niedersee zu fahren, draußen in Eichenkamp.

„Du, Volksküche ist das nicht, bei Stoll & Meinicke," sagte sie bedenklich, und er lachte wie über den schönsten Witz.

„Nee," sagte er frohgelaunt, „das liegt hinter uns. Weißt du noch, Sonntag mittags bei Großvater Reimers oder bei Tante Sidonie? Wir zwei immer untenan, nebeneinander. Für den Wein ein Fingerhutgläschen und als Reserve ein

groß Stück Schwarzbrot neben dem Teller. Damit wollten sie in uns die verflixte Bescheidenheit züchten, die unsre liebe Familie so lange nach unten gedrückt hat. Wir durften uns sogar selbst von der Schüssel nehmen, aber immer die Präzeptorstückchen, darauf sah Tante ganz streng; vom Hasen das Schwänzchen und von der Gänsekeule den Trommelstock. Weißt du, damit züchten sie nicht die Bescheidenheit, sondern das wilde Begehren."

„Ach ja," seufzte Susanne und gedachte ihres Gestrengen, denn sie war bisher in allen Lagen ihres Lebens auf das Präzeptorstückchen angewiesen worden.

Dann stiegen sie in einen bequemen Wagen und rollten aus den Stadtstraßen hinaus, mitten durch den Tiergarten mit seinen noch durchsichtigen Baumalleen, kamen ein Stück durch Felder, auf denen die zarte junge Saat kräftig sproßte. Bauernwagen und Equipagen fuhren an ihnen vorbei, und der Himmel spannte sich wie ein seidenschimmerndes Zelt über ihnen aus.

Sie sprachen nicht viel. Alle ihre Sinne tranken die leisen Eindrücke dieser Frühlingsfahrt ein, dieser im ganzen bescheidenen Gegend, die sich doch mit ihren feinen, variabeln Reizen förmlich symphonisch neben ihnen abrollte.

Der Spiegel des Niedersees blinkte vor ihnen auf mit seinen flachen Ufern, an denen hier und da schmucke Villen in kleinen Parks auftauchten.

Da lohnten sie den Kutscher ab und schritten über blumige Wiesen, pflückten Anemonen und Feldnelken, ließen flache Steine über das Wasser schnellen und vertrödelten eine gehörige Zeit im Schlendern.

„Gehst du hier wohl öfters mit irgendeiner kleinen Freundin?" fragte sie leise.

„Gott ja, das kommt wohl vor," antwortete er, aber er sah sie nicht dabei an. Frauen haben ja nie den richtigen Maßstab für so was. Sie nehmen's bald zu wichtig und bald zu frivol.

Dann gingen sie wieder zurück zu dem großen Restaurant von Stoll & Meinicke, wo eine ganze Reihe herrschaftlicher Wagen mit abgesträngten Pferden hielt. Das Lokal stand in glänzendem Rufe. Man trank hier gediegene Weine und

erhielt alle Primeurs in unvergleichlicher Güte. Und die Wirte hielten die Preise hoch; so blieb man unter sich, auch wenn man sich gar nicht kannte.

Von dem langgestreckten Gebäude aus, das fast ganz aus gedeckten Glasveranden bestand, streckten sich gelb überkieste Terrassen weitschichtig in den grünen Wiesengrund hinab. Die Speisetischchen waren mit diskretem Luxus gedeckt, Goldlack und Narzissen prangten auf jedem in hohen Stengelgläsern.

Mindestens die Hälfte dieser Tischchen war schon besetzt von einem Großstadtpublikum, das sich hier „ländlich" fühlen wollte, ohne auch nur auf eine seiner überfeinerten Gewohnheiten verzichten zu müssen.

Sie saßen endlich an einer dieser kleinen, komfortabeln Tafeln, und Ludolf Reimers wählte mit bedächtiger Sorgfalt die Speisen und Weine. Es lag schon ein kleiner Vorgenuß darin, wie innig kontemplativ der schon ältere Oberkellner mit der Würde eines Oberhofpredigers erwägen half, ob Aal oder Salm, Spargelköpfe oder Edelpilze, Savarin oder Gefrorenes die Speisenfolge stilvoller abrunden werde.

„Du, Suse, die halten uns für junge Eheleute," sagte Reimers lächelnd und es amüsierte ihn, daß sie bis zu ihren kleinen Ohren errötete.

Sie musterte alle die heitere, sommerliche Eleganz ringsum. Ein breiter Strom von Lustgefühl und Maifreude schien sich über alle Welt ergossen zu haben und erfüllte auch die junge Frau bis in die Fingerspitzen.

Was er jetzt hier baue, fragte sie, und er meinte, es sei eine Schande, wie selten sie sich sähen, und wie sie nicht mal wisse, daß er den großen Bierpalast baue, da zwischen Weststraße und Zentralbahnhof.

„Den baust du?" rief sie erstaunt, und dann kam ein kleines: „Wie schade!" hintennach.

„Nanu," rief er erstaunt, „warum denn schade?" Er ließ den Suppenlöffel vor Verwunderung fallen.

„Ja, siehst du, Ludchen, wenn's eine Kirche wär' oder ein Museum oder sonst so was Renommierliches. Dann könnte ich so schön mit dir prahlen vor meinem Ottchen; der ist in allem für das Höhere. So ein Bräu—"

„Suseli, das ist ja aber saudumm — verzeih, aber ich bin ja so stolz, daß ich das bau', und so ganz selbständig aus Eigenem. Sieh mal, da soll ja ein ganzes Stück Volksseele hinein — jawohl, mein Kindchen, dat möt, sonst taugt die ganze Geschichte nichts. Volksseele — die ist durchaus nicht immer himmelblau und flötensüß. Volk will sich hinflegeln, faul und müde, ausruhen und saufen — bitte, verzeih meine Drastik — und will karteln und räsonieren und poussieren, das gehört doch alles dazu. Und wenn ich ihm einen Bau hinstelle und wenn ich den Raum bezwinge und bringe ihn so stolz in Verhältnis und Harmonie, daß die liebe Plebs — Kind, die rechne ich bis ziemlich weit hinauf — sich bei allem Behagen gebunden und geschmeichelt fühlt — und wenn das Ding so protzig und fest gegründet in der lieben Sonne dasteht — Donnerwetter, Suse, ich komm' ja ins Dozieren —, weißt du, da vergißt man Essen und Trinken dabei und braucht nicht Weib und Kind."

Ihr aber leuchteten die Augen.

„Gott, ich will dir nur gestehen, solche Himmelsgefühle kenne ich ja auch. Wenn mein Ottchen in Marienbad ist und ich so viel allein, dann will ich ja immer schreiben, weißt du, einen Roman, ganz ordentlich für den Druck. Die schönsten Sachen denke ich mir aus, daß mir ganz heiß dabei wird. Ich weiß nur immer nicht, wie ich anfangen soll! Aber nicht wahr, aller Anfang ist schwer?"

Dabei sah sie ihm mit ihrem herzlichen Blick in die Augen. Da nahm er ihre schmalen Finger mit warmem Drucke in seine große Hand und das Herz tat ihm ein bißchen weh um sie.

„Nein, Suse, glaub mir, aller Anfang ist leicht. Das Sprichwort lügt. Nur das Durchsetzen ist schwer. Aber laß dich nicht irren, kleine Reimers, und ich wünsch' dir einen Bombenerfolg, daß der Jörn Uhl gegen deinen ersten Roman einen buchhändlerischen Reinfall bedeute — prosit, Suse!"

Da lachten sie beide vergnügt, und es entfuhr ihr: „Nein, wie schön das ist, sich mal so auszulachen, ich war ja ganz verstaubt."

Dicht nebenan saßen drei einzelne Herren schon beim Dessert, die sich flüchtig mit dem Baumeister begrüßt hatten.

Sie hatten Sekt im bereiften Silberkübel, Mokka und türkische Zigaretten, und der leichte Sommerwind trug die erlesenen Düfte bis zu Frau Suse.

Auch kleine Fetzen des Gesprächs.

Da war ein dicker schwarzer Herr mit trotz seiner Jugend gelichtetem Haar und stattlichem Doppelkinn. Der schien der Zyniker der Gesellschaft zu sein. Sie sprachen von der Verlobung eines Abwesenden und lachten viel.

„Verloben ist gar nichts," rief der Dicke gedämpft, „dessen mache ich mich noch alle Tage anheischig. Verloben ist gar nichts, — aber heiraten, meine Verehrten, heiraten — hic Rhodus — da heißt's Augen zukneifen."

„Lieber Gott," seufzte ein kleiner Blonder, ein eleganter Bankmensch, „schließlich müssen wir alle mal 'ran, es gehört mal dazu."

„Es gehört vor allen Dingen zum moralischen Lebenswandel," sagte ein feierlich korrekter Herr von etlichen zwanzig Jahren und blies eine ganze Reihe von Rauchkringeln in die Luft. „Meine Herren, ich leugne bekanntlich alles, jegliches Axiom und jegliche Autorität. Zween Mächten beuge ich mich aber doch noch. Jener Ethik der andern, die mir die Instinkte der Massen vom Leibe hält" — hier lachten die beiden andern vergnügt auf — „und der Hygiene, beide sind sozusagen Schwestern."

„Oho!" rief der Dicke so laut, daß der kleine Blonde nervös zusammenfuhr.

Der Korrekte blickte seinen Rauchkringeln nach.

„Vernichtung der Mikroben vermittels der verschiedensten Desinfektionsmittel ist ihr Gemeinsames. Die Hygiene arbeitet mit Chemikalien, die praktisch angewandte sogenannte Ethik mit moralinsäuerlichen Institutionen, und zum Beispiel mit dem Axiom, es sei nicht gut, daß der Mensch allein sei. Die Ehe ist eine dieser desinfektierlichen Institutionen."

Hier lachten sie wieder und der Dicke rief: „Diese Ethik — die speziell Ihrige, lieber Lohmann — diese der modernste aller Polizeipräsidenten in die Luft, der die freie Liebe für obligatorisch erklären würde —"

„Was gibt es doch für schrecklich rohe Menschen," sagte Frau Suse erschrocken.

Reimers legte ihr sorgsam ein Hühnerbrüstchen auf den Teller und füllte den Sektkelch, den sie zu seinem geheimen Spaß schon mehrmals mit einer allerliebst schwelgerischen Miene geleert hatte.

Wie sie niedlich war, kindlich und weltfremd, viel zu schade für ihr „Ottchen".

„Kindchen, die sind weiter nicht roh. Der korrekte Herr, der so famos biedermännisch im Jugendstil angezogen ist, der ist schon seit ein paar Jahren mit einer sehr scharmanten Cousine verlobt. Sobald er Regierungsrat ist, soll Hochzeit sein. Das ist Jux, Dessertstimmung, wenn du willst, Modejargon."

„Könntest du auch so über die Ehe reden?"

„Was versteht denn ein armer Junggeselle davon?"

„Hast du nie an Heiraten gedacht?" Wie er gut aussah, frisch und männlich, selbstbewußt, keine Spur Pedant. Wie außerordentlich er ihr doch gefiel.

Er guckte eifrig einem Bienchen zu, das, trunken vom Weinduft, schon geraume Zeit über ihren Gläsern herumgaukelte. So konnte er ihren allzu beredten Blick vermeiden.

„Doch, Suschen — wie ich ein junger Dachs war und du noch ein halber Backfisch, da hab' ich mir meinen einzigen Korb geholt" — er kritzelte, um sie nicht anzusehen, auf der Speisekarte und schrieb ihren Namen und seinen in allerlei verschnörkelten Buchstaben — „nicht von dir selbst, Suschen, aber immerhin von deiner guten Mutter in deinem Namen."

„Aber Ludolf!" rief sie ganz fassungslos, und die Tränen schossen ihr in die Augen.

„Dacht' ich's doch — das hat dir deine Mutter gar nicht gesagt. Das unterstehen sich Mütter. Weil ich noch nichts Selbständiges war und weil wir beide kein Geld hatten. Donnerwetter, ich hatte doch was Ordentliches gelernt und ich hatte doch meine ganze Zukunft vor mir. Die wollte ich mit dir teilen — das langte aber nicht. Und du hättest doch ja gesagt — was, Suse?"

Sie nickte nur mit dem Kopf und war ganz blaß.

„Es war auch nur ein Zufall, daß ich deiner Mutter in die Arme lief und nicht dir. Du warst verreist. Und wie ich nach ein paar Tagen wieder komm' und will mit dir selbst

reden, da hattest du dich gerade mit Herrn Staatsanwalt verlobt. Weißt du, Suse, damals war Hochsommer. Ich lief mich halb zuschanden mit meinen langen Beinen. Immer 'raus aus der Stadt und hinein in Wald und Feld. Da hab' ich mit meinen dreiundzwanzig Jahren im hohen, schnittreifen Korn gelegen und habe geheult. Für todunglücklich hielt ich mich. In solcher Jugendeselei weiß man gar nicht, welcher Hochgenuß in solchem schrankenlosen Austoben der Seele liegt."

„Und bist deiner Jugendliebe treu geblieben?" fragte sie naiv.

„Nein, Suschen — zum Toggenburger langt's bei mir nicht." Und weil er fand, daß ihr Gesichtchen noch um einen Schein blasser und schmaler wurde, fügte er in herzlichem Tone zu: „Kein Instrument, Schwesterchen, verträgt es weniger als die menschliche Seele, wenn nur immer auf einer seiner Saiten gespielt wird. Ich habe gearbeitet wie ein Mann und — habe gelebt wie ein Mann."

Nun schwiegen sie beide. Die helle, warme Sonne hatte sich verkrochen, es wurde kühl und viele der Tischchen hatten sich schon geleert.

Ihr Herz fror — wie ganz anders hätte ihr Leben werden können, wie vielfarbig und sonnenwarm.

„Otto ist gut," sagte sie langsam, „und tüchtig und aller Verehrung wert." Dann seufzte sie ein bißchen und er schwieg.

„Trink noch ein Schlückchen Kaffee, du siehst so blaß aus," bat er, und sie leerte gehorsam ihr Täßchen und schluckte ihre Tränen tapfer mit hinunter.

Das jammerte ihn, und auch, daß für sie nicht so ein rechtes ausbündiges Vergnügen herausgekommen war. Was mußte er denn auch die alten Geschichten auskramen — zu dumm.

Er — lieber Gott — er bangte sich ja im geheimen schon wieder nach seinem Bau, ihn zog es ja hin mit tausend Fäden.

Das eben begriffen ja die Frauen nicht, daß sie bei einem Tatmenschen immer erst in zweiter Linie stehen können. Warum machen sie aus dem bißchen Liebe die Achse ihres Lebens? Lieber Gott, das bißchen Liebe und daneben die ganze große Welt der gedanklichen und vitalen Lebensinteressen — lächerlich!

Nun drängte sie fort und er hing ihr ihren Spitzenschal um, und als sie schon außer Sehweite des Lokals waren, unter dem noch dünnen Baumschatten, da fiel ihm ein: „Sapperlot, Suse, deinen fürstlichen Reichtum haben wir ja ganz vergessen zu begießen. Wollen genial sein, nochmal umkehren —"

„Laß nur, Ludchen, der nutzt mir nichts. Ich bin halt das Pechvögelchen und das bleibe ich, aber ich habe Schicksalsgenossinnen — Tausende und Tausende."

⊕ ⊕ ⊕

Eine späte Sonne beschien am folgenden Morgen den Frühstückstisch, als Staatsanwalt Schmidtchen heimkam.

Das Mädchen berichtete, daß die Frau am vergangenen Abend blaß und abgespannt aus Friedenau heimgekehrt sei. Nun habe sie — die Anna — schon ein paarmal vergeblich an die Tür geklopft.

Der Staatsanwalt überlegte reiflich. Da aber dergleichen den Haushalt unliebsam unterbrechende Zufälle äußerst selten vorkamen, so beschloß er, seine kleine Dame ausschlafen zu lassen.

Er wusch sich sogar seine Hände unter der Küchenleitung, strich sich selbst sein Brötchen, klopfte sein Ei auf und holte sich auch selbst die Zigarre aus dem Schränkchen.

Die Zeitungen und die paar Aktenstücke blieben methodisch auf der linken Seite des Kuverts liegen, rechts gehörten die Briefe hin.

Es waren heute nur zwei vorhanden.

Der oberste trug die Handschrift seines alten Freundes Katerstein. Der Doktor lud das Ehepaar zum nächsten Sonntag zu einer Kegelpartie ein. Kegeln war, schon als schweißtreibendes Mittel gegen Rheuma, Schmidtchens große Liebhaberei. „Wir haben uns ja ein Jahrhundert lang nicht gesehen," schloß der Brief.

„Nanu!" sagte der Mann erstaunt. „War Susanne denn nicht gestern draußen?"

Augenscheinlich nicht. Der Poststempel war von gestern abend.

„Höchst seltsam," sagte sich Schmidtchen, „echt weiblich

unberechenbar und unlogisch, sich so plötzlich anders zu besinnen. Und dann schläft sie bis in den hellen Tag, wo sie doch sonst — sehr seltsam."

Der Mann sah den zweiten Brief gar nicht erst an, er riß ihn, trotz des starken Papiers, mit dem Zeigefinger auf.

„Gnädige Frau!" fing das Schreiben an und war unterzeichnet mit „Friedmann & Komp.".

Das Kuvert trug die Adresse seiner Frau, wie er nachträglich feststellte.

Das war Schmidtchen höchst fatal. Er fühlte sich zwar durchaus und in jeglichem Betracht als den natürlichen Vormund seiner Frau — aber ihre Briefe öffnen — o, bitte sehr, das ist völlig inkorrekt. Sind sie aber erst mal vom Adressaten geöffnet, dann natürlich sind sie eheliches Gemeingut, das versteht sich von selbst.

Dieser Brief war ja nun leider offen.

Friedmann & Komp. schrieben: „Gnädige Frau! Eine Dame, Frau Professor Schneidewein, beruft sich in allem Ernst auf Sie. Gnädige Frau hätten bei uns eine Brosche aus Bergkristall gekauft. Wir führen aus strengstem Geschäftsprinzip keinerlei Quincaillerien und würden dankbar sein, wenn gnädige Frau den kleinen Irrtum berichtigen wollten. Das Kleeblättchen mit den drei kleinen Brillanten, was gnädige Frau für vierhundertundachtzig Mark bei uns kauften, entspricht seinem Preise durchaus, und für minderwertige Waren möchten wir den Namen unsrer Firma — —"

„Quatsch," sagte der Staatsanwalt, aber er wurde ein bißchen blaß — das Kuvert trug doch deutlich den Namen seiner Frau.

„Quatsch," wiederholte er, aber sehr langsam, als es nach einem Weilchen klingelte.

„Ein Herr ist draußen, ein Herr Stoll," meldete Anna.

„Herr oder Mann?" fragte Schmidtchen mit gereizter Stimme, denn in dieser Hinsicht war kein absoluter Verlaß auf Annas Menschenkenntnis.

„Ganz ein nobler Herr."

Darauf durfte Herr Stoll nähertreten. Er war ein behäbiger Herr, sehr würdevoll in Schwarz und mit dem blühendsten Oberkellnergesicht.

„Womit kann ich dienen?" fragte der Staatsanwalt steif.

Herr Stoll zog ein großes Portefeuille aus der Brusttasche, dem er langsam und feierlich ein kleines rotes Ledertäschchen entnahm.

„Stoll & Meinicke," stellte er sich nun vor, „das heißt, ich bin natürlich nur Stoll — Terrassenrestaurant in Eichenkamp." Der Herr sah fragend, erwartungsvoll und strahlend aus.

Der Staatsanwalt wiederholte steif: „Sie wünschen?"

Herr Stoll richtete sich nun auch etwas höher auf. „Herr und Frau Staatsanwalt haben gestern bei uns gespeist —"

„Durchaus nicht," sagte Schmidtchen eisig.

„Frau Staatsanwalt schon sicher! Hier ist ihr Täschchen mit den sechsunddreißigtausend Mark, hier obenauf liegt die Visitenkarte mit der vollen Adresse der Dame — der Begleiter allerdings war wohl —" Herr Stoll erschrak sichtlich, wurde noch blühend röter und schloß flink: „Der Begleiter aber war wohl — ein andrer Herr Staatsanwalt. Das Täschchen lag unter der zerknüllten Serviette der gnädigen Frau. Oberkellner Fritzen, ein alter Angestellter unsres Hauses, brachte es mir sofort. Zur größten Sicherheit erlaubte ich mir persönlich zu kommen. Es ist immerhin ein ziemlich reichliches Taschengeld für solche junge Frau" — Herr Stoll erlaubte sich ein höfliches Lachen über seinen Witz — „und nun bitte ich gehorsamst um Quittung."

Schmidtchen kannte die kleine Tasche. Er setzte sich etwas schwerfällig nieder, er fühlte sich auf einmal so unsicher in den Beinen.

Dann lächelte er, während er sich die Stirn mit dem Taschentuch tupfte. Auch Herr Stoll wurde durch eine höfliche Geste zum Sitzen eingeladen.

„Wie entsetzlich leichtsinnig solch kleine Frau sein kann, werter Herr Stoll," sagte Schmidtchen mit belegter Stimme. „Dieses Geld, das ich ihr zu sorgfältiger Hut übergab — ich bin erst heute früh von einer kleinen Reise zurückgekehrt — hatte sie wohl zu größerer Sicherheit, als sie mit ihrem Bruder den schönen Nachmittag benutzte" — ich lüge wie der geriebenste Halunke, dachte der arme Mann.

Er sprang auf und holte vom Büfett eine Flasche Sherry

und ein Glas. Herr Stoll sah flüchtig auf das Etikett und protestierte mit sanftem Lächeln.

„Nicht meine Zeit für Weintrinken, verehrter Herr. Ja ja, die schönen Damen — entre nous, sie bleiben doch immer das schwächere Geschlecht."

Schmidtchen stellte eine umständliche Quittung aus. Er übergab aus seinem Portemonnaie ein paar Goldfüchse für Oberkellner Fritzen. Er dankte, er drückte Herrn Stoll die Hand und begleitete ihn bis an die Treppe.

Endlich saß er wieder auf seinem Stuhl, es war ihm aber merkwürdig fade zumute.

Susanne! Er sah ordentlich ängstlich auf die Schlafstubentür. In seinem Gehirn verdichteten sich die Belastungsmomente gegen die Pflichtvergessene zu rabenschwarzem Argwohn. Brillanten und ein ganzes Vermögen und ein Sektdiner à deux in einem Moderestaurant!

Seine Susanne, seine aus reinster Huld geehelichte Gattin, für die er, sie so recht tauglich für sich zu machen, nun seit zehn Jahren keinen Ernst und keine Mühe gescheut hatte! Und sie war ja auch recht gut gediehen, nach seiner Ansicht.

Er schlich in das Schlafzimmer, stand still und schnupperte. Da hing so ein ungewohnter süßer Duft in der Luft, hübsch — aber eigentlich ein niederträchtig leichtfertiger Duft.

Schmidtchen ergriff das erste beste Kleidungsstück, ja, das roch auch so, so — es fühlte sich spiegelglatt und kühl an und war ein seidenes Damenkorsettchen von wasserblauer Farbe mit silbernen Schnällchen. Ein hellgrauer Lederschuh mit hohem Absatz machte ihn beinahe stolpern. Er nahm das Dingelchen in die Hand — i, hatte denn Susanne solchen kleinen Fuß?

Nun stand er am Bett. Da lag sie eingekuschelt, die Steppdecke bis zum Kinn hochgezogen, all ihr krauses Goldhaar, das sie sonst in einen festen Zopf flocht, lag aufgelöst um ihr schlafgerötetes Gesicht.

Sie schlief. Sie schlief so fest wie ein Kind, wie das beste Gewissen.

Was Staatsanwalt Schmidtchen in zehn langen Ehejahren nicht gesehen hatte, vielleicht weil es ihm so sicher angehört —

so ein schlafendes Frauchen ist noch längst nicht garstig anzusehen.

Er hatte sich das wirklich noch nicht klar gemacht — aber andre offenbar —, und da wurde dem guten Manne siedeheiß.

Weich aber wollte er nicht werden. Obenan die Ehre — und wenn sie sich gegen die vergangen hätte — wie ein trockenes Schluchzen stieg es ihm im Halse auf —, dann war er ein einsamer Mensch.

Er schlich in die Eßstube zurück. Draußen klingelte es schon wieder.

Anna brachte ein Briefchen und eine herrliche Garbe langgestengelter Rosen. „Is 'n heute Geburtstag?" Aber sie machte, daß sie hinauskam, gemütlich sah der Herr nicht aus. Überhaupt, es war heute morgen alles so komisch.

Lange hielt Schmidtchen den Brief an seine Frau in der Hand: des Rätsels Lösung. Die Handschrift kannte er doch, wer schrieb doch schon solche lange, weitläufige, wegfliehende Buchstaben?

Diesmal erbrach er das kleine kokette Siegel ohne alle Skrupeln.

Er las: „Liebe Suse, schönen Morgengruß! Ich hoffe, Dir ist unsre kleine Maifahrt gut bekommen. Ich freue mich, daß wir mal wieder geplaudert haben wie in alter Zeit, als Brüderchen und Schwesterchen. Du bist doch in guter Hut gewesen bei Deinem Ottchen die Jahre alle; schade, daß er mich nicht mag. Und laßt Euch den schönen Lotteriegewinn gut bekommen. Der Mensch muß sich gemeinhin so schinden und raxen, da soll er froh sein, wenn ihm mal eine gebratene Taube in den Mund fliegt.

„Servus, Suseli!

Dein Vetter Ludolf."

Herrgott, die Lotterie — dann war das ja gar keine Doktorfrage gewesen!

Der Staatsanwalt richtete sich kerzengerade auf und atmete tief. Wie befreit streckte er seine beiden Arme weit von sich.

Ja, lieber Himmel, was hatte er denn eigentlich gedacht? Gar nichts — rein gar nichts. Er wird doch von seiner Susanne nichts Böses denken — ist ihm ja gar nicht eingefallen. Oder

gar eifersüchtig — er? — nee, noch nie im Leben, und auf solchen leichtfertigen jungen Baumenschen?

Rosen? Er kann ja ebensogut Rosen kaufen wie Lude Reimers — hat er das eigentlich noch nie getan? Nein, soweit er sich erinnern kann, noch nicht. Die hat die Frau sich immer selber vom Markte mitgebracht.

Er tritt vor den Spiegel und schmunzelt ein bißchen: gut konserviert, sehr gut; nicht schön, aber ein Charakterkopf; sehr viel Würde, ganz und gar Jurist! Das wäre ja noch schöner, wenn die nicht zufrieden sein wollte. Nun geht er wieder leise in die Schlafstube.

Da sitzt seine Frau aufrecht im Bett mit großen, verstörten Augen.

„Herrgott, das macht der Sekt!" ruft sie ganz erschrocken.

„Bleib doch ruhig, Suschen," sagte er sanft und setzte sich zu ihr auf den Bettrand. Sie trägt sonst immer ein dichtes Jäckchen. Das hat sie gestern abend vergessen, und eine Schulter und ein zarter weißer Arm werden frei. Die will sie errötend zudecken. Aber er hindert sie: „Laß doch, Frau, das ist doch gar nicht häßlich. Und du hast also in der Lotterie gewonnen?"

Da fährt sie erschrocken auf, aber er sieht sie so seltsam freundlich an, daß ihr ganz bänglich ums Herz wird.

„Ich will dir ja das ganze Geld schenken, Ottchen," flüsterte sie matt und legte sich in das Kissen zurück.

„Das kannst du ja gar nicht; es gehört ja schon uns beiden, wir haben doch Gütergemeinschaft."

Ein ausgezeichneter Witz, daß sie ihm das Geld schenken will — ja ja, die Frauen — laufen auf der Erde herum wie in den Gefilden der Seligen, ohne die geringsten Geschäftskenntnisse!

„Ich weiß gar nicht, wie du heute aussiehst, Ottchen?" sagte sie, denn nie noch hatte sein Herz so deutlich aus seinen Augen zu ihr gesprochen, und es redete im Augenblick eine verwegen verliebte Sprache.

Da legte er seinen schwarzen, alternden Kopf neben ihren blonden und schluchzte: „Ich habe mich ja so um dich gebangt, Suschen." Und dann erzählte er ihr alle Ereignisse des Morgens.

„Und was hast du dir denn von mir gedacht, Ottchen?“ fragte sie verwundert und auch so leise wie er — ein lauter Ton hätte gar nicht in ihre Stimmung gepaßt.

„Ach, Suschen, gedacht gar nichts; mir war nur so angst um dich, mein Frauchen.“

Da schlang sie ihre beiden weißen Arme um seinen Hals und drückte sich an ihn und flüsterte: „Dann bin ich ja aber gar kein Pechvögelchen!“

„Du,“ fragte er erstaunt, „du? — m e i n e Frau? — Na — — —!“

Das angenommene Kind

Überrascht war keiner in der Gesellschaft ihres Umgangskreises. Eine Allerweltsverlobung, wie man allwinterlich ein Dutzend erlebt. Regierungsassessor Frederik Jürgens und die Hedda von Mellenthien. Sie paßten so genau zu einander wie der rechte Handschuh zum linken. Beide zurückhaltend und überlegsam; keine, die stürmisch zusammen- und nachher womöglich wieder auseinanderlaufen, sagte man.

Jürgens' Freunde — was man so Freunde nennt — schätzten ihn recht sehr hoch und lächelten doch gelegentlich über ihn. Doktor Mettmann, Redakteur an einer großen Zeitung, äußerte sich anläßlich dieser Verlobung eingehender über Frederik: „Jürgens hat ja sehr viel Feinheit im Urteil und für Kunstdinge hat er den sechsten Sinn, die Nervenempfindlichkeit auf ästhetische Reize. Aber ein bißchen unbeständig ist er, ohne besonders kräftigen Schwung der Phantasie. Und diese ängstliche Scheu, sich irgend etwas zu vergeben — die kann ich nun gar nicht verstehen. Er ist doch aus reichem Hause, muß vorzügliche Kinderstube gehabt haben. Das gibt doch Freiheit, Aplomb — viele entbehren das ihr Leben lang. Sein ganzer, sehr subtiler Schönheitssinn erschöpft sich in diesem allerdings exquisiten Lebensstil."

Doktor Küster, ein junger Arzt modernster Schule, fing an zu lachen: „Gott — unsereiner erklärt sich solche verdrehte Disposition mehr aus erblicher Veranlagung. Haben Sie nicht auf seinem Schreibtisch das Bild der Frau Mama gesehen — in so 'nem langen, schmalen Makartformat, Jürgens ist Muttersohn. Ebenso schlank, blond und etepetete wie diese sehr hübsche Dame, die übrigens nicht mehr lebt. Von seinem alten Herrn steht kein Bild daneben. Das gibt eigentlich zu denken. Der hat doch wohl die Arbeit getan, das Haus aufgebaut und ein robustes Vermögen geschafft. Unser Freund

Frederik ist ein riesig anständiger Kerl — geradezu feudal, aber etepetete wie die Mama. Wette, der hat noch kein Mädel im Arm gehabt."

Irgendeiner lachte. „Bei Jürgens' sanfter Unzugänglichkeit wird ihn wohl keiner danach fragen mögen. Übrigens die kleine Mellenthien ist entzückend. Solche Offiziersdame, wie die Frau Major, weiß schon für die Ehe zu erziehen; heißt das für solcherart Ehe, die mehr Takt und Zurückhaltung verlangt als etwa Initiative — oder gar Feuer. Überaus graziös, diese blonde Hedda. Ob mehr? — Na, für Jürgens langt es ja schließlich."

Die Herren sprachen dann über andere, anregungsstärkere Dinge.

Das Café „Germania" war um diese Stunde überfüllt. Draußen, jenseits der riesigen Spiegelscheiben, lag der frühe Winterabend. Hier drinnen war es taghell von allen Glühbirnen, die über Metalle und weißen Marmorstuck hinglänzten. Die Besucher saßen zumeist stumm an ihren kleinen Tischen; Zeitungsleser, die in ihre Blätter hineinkrochen, neben tief versonnenen Schachspielern. Daneben die leisen Plaudergruppen, die hier Heimatrecht genossen.

Mettmann und Doktor Küster mußten aufbrechen, und da schlenderten die andern zwei Herren mit. In der Tür trafen sie mit Frederik Jürgens zusammen. Jürgens war nicht allein. Ein älterer Herr im Zobelpelz, mit spiegelblankem Zylinder, tappte hinter ihm her. So blieb es beim stummen Gruße. Frederik Jürgens war erleichtert, als er den Herrn Papa an seinem nunmehr leeren Stammtisch zum Sitzen gebracht hatte.

Der Vater schmunzelte, während er den Pelz in die Hände des weißgekleideten Kellners gleiten ließ. Diese Tipptopphherren, die alle mit der gleichen eckigen Armbewegung ihre Hüte fünf Zentimeter über den Scheitel heben, die kannte der Bierbrauerei- und Brauerschulbesitzer Jürgens aus fidelen Witzblättern, die ihn über die modernen Lebensformen unterrichten mußten. Ihn lockte so leicht nichts von zu Hause fort. Aber natürlich, wenn der Sohn, das einzige Kind, sich verlobte? Immer noch besser, er lernt die „Vons" in Berlin kennen, als daß er sie sich über den Hals lüde.

„Waren das deine Freunde?" fragte der Vater, mit beiden Armen auf der Marmorplatte. Dabei bestellte er sich Kaviar und ein Schinkenbrot und Bier. Denn die Forellchen und die gebratenen Hühnchen bei Frau Major von Mellenthien — nette Frau, ganz hübsche, feine Dame! — aber solche Häppchenpickerei ist nicht seine Sache.

Frederik saß dem Papa gegenüber.

„Freunde — ja — wir haben eine ganze Menge gemeinsamer Interessen, aber nun gerade Freunde — — dazu betont doch jeder von uns zu stark seine Besonderheit."

„Du auch, Fritze?"

Herr Jürgens senior sah seinen Sohn nicht an. Er strich sich die gerösteten Semmelscheiben mit Kaviar. Er aß schrecklich gern gute Sachen und lebte doch zu Hause ganz frugal. Wenn man doch Arbeiter gewesen war, und aufgewachsen in welchem — — sagten sie nicht heute: Milieu? Danach lange Jahre Braumeister. Dann einen klotzigen Lotteriegewinn gemacht, just als die alte Rabenbrauerei bankrott wurde. Findet nachher solchen genialen Kerl wie den Wernick, der ihm die Brauerschule und die Böttcherei einrichtet und überall die richtigen Leute hinstellt. Glück muß der junge Mensch haben. Hat er gehabt — über Hoffen und Verdienst. Aber nachher sich umkrempeln, den Eleganten, den Vornehmen rausbeißen, reden wie ein Diplomat der alten Schule — o nee, das kann man nachher nicht. Will man natürlich auch nicht.

Jürgens malmt mit seinen Prachtzähnen seinen Toast, tut einen festen Zug aus dem Bierglase und wischt sich mit dem Handrücken den Mund.

Frederik schiebt ihm nervös das Damastservietchen zu. Wird sich denn sein alter Herr gar nicht über Hedda äußern?

Aber der hat andre Gedanken. Zunächst überfliegt den Sohn ein flinker Blick. Ja — der Junge ist völlig seiner Mutter Kind. Darum hat er sich auch auf Mutters Seite geschlagen nach der Trennung seiner Eltern. Denn wenn sie auch im gleichen Hause weitergelebt und an entschlossene Scheidung gar nicht gedacht hatten — Trennung war es ja doch gewesen, weil sie sich sonst gegenseitig zerquält haben würden. Den Sohn hatte der alte Jürgens seine eigenen

Wege laufen lassen. Der Frederik war ja nun mal ein Mustermensch, wozu hätte man ihn gängeln sollen? Aber nun wollte der Junge heiraten; das hatte das Vaterherz unruhig gemacht. Nee, ach nee — der Jun e sollte es besser treffen. Darum hatte sich der alte Herr 'rausgerissen, trotz aller Anforderungen seiner starken Arbeitstage.

„Wenn du morgen bliebest, Vater, könntest du Hedda noch besser kennen lernen."

„Nee, ich will die Nacht zurückfahren. Sie brauchen mich für neue Abschlüsse. Zwei neue Werkmeister für die Böttcherei will ich mir auch ansehen, ehe sie eintreten. Die kleine Hedda — Gott, sehr, sehr hübsches Fräulein — muß doch jedem gefallen. Weiß doch wohl, daß sie durch dich auf ein goldenes Stühlchen zu sitzen kommt?"

Frederik errötete heftig. Als ob das Hedda beeinflußt hätte. Er schwieg verärgert. — Goldenes Stühlchen!

Der Vater schob seinen Teller beiseite und strich mit der breiten Hand über den kurzgehaltenen Vollbart. Alles war derb und kräftig an der markanten Persönlichkeit dieses Arbeitersohnes, der heute ein großer Herr war.

„Hast du wohl mal über unsre Ehe nachgedacht, Frederik, Mutters und meine?"

Jürgens sprach sehr milde, denn er hatte die Flackerröte auf des Sohnes Wangen bemerkt. Wenn da was schief gewesen war — Kinder litten immer. Kinder leiden oft so schwer im Innersten. Herrgott, wie Kinder leiden können, in tiefer Stummheit — das wußte er ja noch von sich selber.

„Natürlich, Vater, über so was grübelt man ja viel — aber nun hat es doch gar keinen Zweck —"

„Im Gegenteil. Nun du heiraten willst, mach dir nur unsre Ehe klar."

„Ein Kind soll nicht Richter sein."

„Aber du bist nun ein Mann," sagte der Vater und dachte laut weiter: „Wenn ich jetzt so rückwärts überlege, wie ich mir den Überschwang des Glücks erwartet habe; wie stolz ich auf die feine Blonde war, die Erzieherin beim Brauereibesitzer Plötner, den der Schlag rührte, als er Konkurs ansagen mußte. Sonntag mittags war ich doch oft bei den

Plötners zu Tisch gewesen und hatte immer neben dem Fräulein Adelheid gesessen."

„Ich weiß ja," sagte der blonde Frederik. Er mochte sich seine Mutter nicht als bezahlte Abhängige denken. Er hatte sie immer in stiller und maßvoller Eleganz gekannt, still und unbeirrbar in allen ihren Neigungen. Eine feine Musikerin, zärtlich empfänglich für Lyrik, Sprach- und Stilkunst. Aus alledem hatte des Vaters Geschäftsturbulenz sie nicht herauslocken können. Als Vaters Freund Wernick gestorben war, trat dessen kinderlose Witwe Mathilde an die Spitze des großen Haushalts und aller neugeschaffenen Fürsorgeeinrichtungen. Das lag dann alles in festen, klugen Händen, und Frau Adelheid Jürgens hatte von da an völlige Freiheit für ihre Steckenpferdchen. Hatte sich danach auch völlig ausgeschaltet gefühlt.

An diese Gestaltung dachte der alte Herr. Sie war wie eine samtweiche Katze gewesen, das Fräulein Adelheid, als die Plötnerei zusammenbrach. Sie hatte nicht an der Familie gehangen, mit der sie so lange gelebt hatte. Sie hing an der Scholle, am warmen Herdplatz. Darum hatte sie ihn genommen. Und weil sie über die Mitte der Zwanzig gewesen war, ein Jahrzehnt fast schon in Dienstbarkeit. Von Stein war sie auch nicht gewesen — Gott — der Ehemann hatte ja doch den Pulsschlag seines Weibes gekannt. Also Motive genug, den Arbeitersohn in Gnaden anzunehmen.

In der Ehe hatte sie ihn dann erziehen wollen. Na ja, wann Frack oder Smoking nötig, das hatte er bald weggehabt. Daß man Brot bricht, Fisch nicht mit stählernem Messer zerteilt, beim Gruße die Zigarre nicht im Munde behält — herrjes, noch mancherlei hatte er willig befolgt, hätte das auch andern abgesehen. Darüber hinaus sich erziehen lassen — ach nein, schöne Dame — dafür hatte er zu stark sein Gewicht gefühlt. Das hatte ja doch immer schon in ihm gesteckt. Denn alles, was er betrieb, war produktiv, und ihre ganze Betätigung war doch nur ein Genießen künstlerischer Werte gewesen — — pöh!

„Die Mutter war eifersüchtig," sagte Frederik aus einem ganzen Gespinst versonnener Gedanken heraus.

Der Vater schob die Brauen zusammen und sagte bitter:

„Da irrst du wohl. So viel Ehre tat die Mama dem Arbeitersohn nicht an. Eifersucht ist eine schöne Sache, eine Herzfrucht, mein Lieber. Da hätte deine Mutter doch wohl ihre Scheu überwinden können vor den Malz- und Pechgerüchen, vor verschwitzten Arbeitern, vor allen Geräuschen der Hämmer und Schlegel. Aber da hätt' ich ein Schloß bauen sollen, weitab, wie die ganz Großen, etwa wie die Stumms und Krupps. Alle Tage per Auto hinfahren. Nee, mitten drin wollte ich sitzen, mitten zwischen den Jürgenswerken. Wenn Eifersucht gar nichts weiter präsiert — nur so auf ihr Besitzrecht pocht — he? Ich habe der Mama nichts zuleide getan. Nur auseinandergelebt haben wir uns, und dabei ist keiner recht glücklich gewesen. Ich immer noch mehr wie sie —"

Jürgens senior hatte sich in Eifer geredet, laut und mit reichlich lebhaften Gestikulationen.

„Warum sitzen wir hier, Vater?" fragte Frederik. „Die Leute passen schon auf. Viele kennen mich. Bei mir hätten wir es behaglicher gehabt."

„Ich bin im Herbst bei dir gewesen, Frederik. Als du verreist warst, als ich das neue Mobiliar für dich bestellte." Jürgens senior drückte an seinem Zigarrenstummel herum und warf ihn dann in den Aschenbecher. Er sah den Sohn nicht an. „Ich bin verletzt gewesen, als ich da vor deinem Schreibtisch stand."

„Vater," sagte Frederik, „wenn ich eure Bilder nebeneinander stehen sah, dann fing in mir das Rechten an, hinüber und herüber — ich kam nicht zur Ruhe. Die beiden Menschen bekriegten sich unablässig."

Der Vater nickte vor sich hin.

„Da mußte natürlich ich weichen. Herzensstimme — ich beklage mich nicht. Nur — ich warne dich, wähle nicht vorschnell."

„Ich habe gewählt, Vater."

„Ich dächte, du ließest dich als Anwalt in deiner Heimat nieder," sagte Jürgens fast schüchtern zu diesem jungen Mann, der ja nun kein Arbeitersohn war, der so vorzüglich in diese Großstadtwelt aus Glas und Gas, aus Lärm und Betäubung paßte. So ein hübscher, gepflegter Herr! Der alte Großbrauer war immer schüchtern verliebt in den feinen

Frederik gewesen. „Komm zu uns, Junge, das Syndikat der Werke ist dir sicher. Immerhin ein schöner Anfang — mancher würde mit beiden Händen zugreifen."

Frederik schwieg. Es war so furchtbar peinlich, den Vater zu enttäuschen, aber er hätte dort nicht leben und Hedda dort nicht hinbringen mögen.

„Drängen will ich dich nicht," sagte der alte Jürgens erregt. Was er da bot, war eine glänzend fundierte Zukunft, eine reiche Tätigkeit. Ein Herrenleben konnte der Sohn freilich auch führen, wenn er keine Hand rührte. Aber das schätzte der alte Herr gering.

„Dann also zum Bahnhof."

Er legte ein Geldstück auf den Tisch, warf sich Pelz und Hut über und ging mit kurzen, schweren Schritten aus dem Lokal.

Beide atmeten auf.

„Ekelhaft weichliches Gedüfte. Solche Luft, reichlich genossen, muß ja gesundes Denken umnebeln. Wenn deine Mutter etwa eifersüchtig auf Mathilde Wernick war, warum nahm sie der nicht ein großes Stück Arbeit ab? So nur das Nächstliegende? Eifersucht, die keine Hand rührt für Recht und Besitz — da lach' ick öwer."

Der alte Herr durchlief die ziemlich dunkle Straße mit flinken Schritten. Die Laternen standen weit auseinander, die Schaufenster waren schon geschlossen. Es lief sich trübselig über das höckerig vereiste Pflaster. Gerade vor ihnen, über dem kleinen, winkligen Kapellenplatz, stand ein glorioses Stück Sternenhimmel.

Der alte Jürgens lachte. „Wozu ihr wohl die Sterne da oben nötig habt, ihr Kunstmenschen. Eure Technik beweist doch dem lieben Herrgott alle Tage, daß seine Schöpfung veraltet ist. Wir freilich, auf dem platten Lande — — wie sagtest du?"

Nein, gesagt hatte Frederik nichts. Den scharfen Ton des Unmuts, der ihm entschlüpft war, mochte er nicht in Worte übersetzen. Das Syndikat mochte ein andrer übernehmen, der dem Vater unabhängiger gegenüberstand. Diesen Hochmut des Vaters gegen seine Welt mochte er nicht ertragen.

Sie nahmen ein Auto, das endlich in Sicht kam, und saßen schweigsam nebeneinander.

„Du wirst bald heiraten? Frederik," fragte endlich der alte Herr.

„Nicht übereilt, Vater — in schicklicher Frist."

„Ich hatte es eiliger," sagte Jürgens — „nach schicklicher Frist fragte ich nicht. Aber freilich, ihr heute —"

„Eben, Vater. Wir sind heute ganz anders — und sind alle keine Neulinge in der Liebe. Dies Leben bringt es so mit sich. Ach nein, Vater, laß uns nicht über Moralfragen debattieren, das führt ja zu nichts. Nachher sitzt man so drin — Liebelei — Abschiedssouper; ach so, das wird dir unbekannt sein. Also ja, so tritt man gelassener in seinen Brautstand."

„Die armen Bräutchen!" sagte Jürgens senior fast betrübt. Auf einmal sah er in der hübschen, unbedeutenden Hedda ein armes, kleines Mädchen, dem sein volles Liebesglück von vornherein verkürzt sein würde. Wenn der da neben ihm sich schon zur Ruhe geliebelt hatte, dann sollte sie sich mit den paar Funken in der Asche begnügen.

„Wenn aber ein Mädchen schon vorher —"

Der alte Herr hielt inne.

„O," sagte Frederik, „Mädchen haben immer schon vorher ihre Schwärmereien gehabt. Weiter natürlich darf es nicht gegangen sein. Das Mädchen wird später mal Mutter — und da hört sich doch — und bei mir ist das Verlangen nach einwandfreier Reinlichkeit aller Verhältnisse — aber das versteht sich ja ganz von selbst."

Gott ja, damit war der alte Jürgens natürlich einverstanden.

Das Auto hielt. Die Zeit war knapp geworden, und so fielen nicht mehr viele Worte. Der Zug glitt schon aus der Halle, da sagten beide Jürgens das gleiche Wort vor sich hin: „Schade!" Sie waren sich trotz allen besten Willens fern geblieben.

⊕ ⊕ ⊕

Frau von Mellenthien saß am Schreibbureau über ihren Haushaltungsbüchern; eine zarte, hübsche Dame in mittleren Jahren. Seit sie ihren guten Mann nicht mehr zu pflegen hatte, schien ihr das Leben noch viel stiller geworden. Welches Glück, daß sie Hedda hatte. Seit des Mädchens

Einsegnung hatte die Majorin in mütterlichem Erwartungsfieber nach der schicklichen Verbindung ausgespäht. Diese Verlobung war nun glänzend, und Jürgens senior war ganz gut zu leiden; da hatte Frederik unnötig viele Vorreden gemacht.

Die Feder ruhte. Die Dame strich über ihren angegrauten Scheitel. Dieser Schwiegervater hatte sogar etwas in seiner Art Imponierendes: die Unbekümmertheit des Erfolgreichen.

Schwiegertochter des alten Jürgens — das war eine große Position. Dafür brachte Hedda ihren starken Reiz mit, und ihr bißchen „von". Junger Adel; auf den französischen Schlachtfeldern von einem jugendlichen Draufgänger im Sturm gewonnen. O, die Mellenthiens waren stolz auf den; aber Adel, den kein Besitz stützt. Gut wenigstens, daß Frederik sein Vergnügen daran hatte.

Heddas Mutter ging mit sorgenvoller Stirn über dem moosdicken Teppich auf und nieder, vom Fenster zum Ofen und wieder zurück. Sie war stolz auf diese Tochter. Mehr als sie an dem Mädchen getan, hätte sie auch für ein Kind nicht tun können, das sie selbst geboren hätte. Stärker fühlen auch nicht. Nun auf einmal mußte sie bekennen, daß Hedda nur adoptiert sei, wenn auch in bindendster Form. Der alte Jürgens würde sich wohl leicht damit abfinden — aber Frederik? Er litt schon unter dem Bewußtsein seiner Abstammung väterlicherseits.

Dagegen empörte sich das Gefühl der Frau — und doch fühlte sie sich von gleicher — ja, wie sollte sie es nennen — von gleicher Lebensfeigheit nicht frei. Damals, nach dem ersten Jubelgefühl, als ihr der viel ältere Gatte das kleine Mädchen zum Geschenk dargebracht hatte, damit sie einmal später nicht allein sein solle, damals hatte sie starke Bedenken gehabt. Wenn sie den blühenden Kinderkörper im Wännchen gebadet hatte, und über dem groß aufgeschlagenen Kinderblick die Mutterwonne in ihr emporquoll — denn sie durfte es ja behalten und hegen und pflegen — dann mahnte oftmals die kleine Nörgelstimme, die Freudenstörerin: weiß ich, was drinsteckt in diesem fremden Blute?

Aber das sanfte Kindchen mit dem erschrockenen Blick, wenn es ja einmal auf kindischer Unart ertappt worden,

hatte nie eine Unwahrheit gesagt. Es war dann schutzbedürftig in die Falten von Mamas Kleid hineingekrochen. Damit hatte es sie immer entwaffnet. Sanft und taktvoll, bescheiden und in sich gesammelt, ohne Zorn, ohne Neid war dieses Kind gewesen.

Die Majorin wußte nicht, woher diese Kleine stamme. Sie hatte damals, vor zweiundzwanzig Jahren, ein paarmal ein krankes Dienstmädchen in der Klinik aufgesucht. Das ist man am Ende den Leuten schuldig, die sich das ganze Jahr für einen abrackern.

Da hatte die Pflegeschwester diese freundliche Dame beobachtet und hatte angefragt, ob sie nicht gern ein kleines Mädchen an Kindesstatt zu sich nehmen möge. Die Namen der Eltern — eigentlich konnte man doch nur von einer Mutter sprechen — nannte Schwester Helene nicht. Ob es denn nicht viel besser sei, im Dunkeln zu bleiben, alles Gute und Freudige von der Zukunft zu hoffen, als in die platteste Alltäglichkeit landläufiger Misere Einblick zu nehmen?

Fast wäre die ganze Adoption hieran gescheitert. Nur — diese Schwester Helene sah stolz und entschieden aus, fast wie eine Feuerbachsche Iphigenie. Sie hatte etwas stark Überzeugendes. Und sie hatte den Major für sich, der krank und geschwächt war und der schon, in sorgender Vorschau, über die Grenzen der Zeitlichkeit hinausblickte.

Und nun mußte seine Witwe Fremden bekennen, daß dies schöne, gute Kind nicht ihr Fleisch und Blut sei. Es ließ sich auch rein äußerlich nicht umgehen, für Eheschließung gehörten vollständige und einwandfreie Dokumente.

Wie wohl Hedda das aufnehmen würde? Nun, sie mußte wohl doppelt dankbar sein.

Frau von Mellenthien runzelte die Stirn. Dankbarkeit verlangte sie gewiß nicht von ihrem Kinde. Zwischen Mutter und Kind ist Geben und Nehmen selbstverständlich. Ach, wie traurig, daß man nun wieder im Rückschauen steckte.

Sie saß wieder vor ihren Büchern und schrak auf, denn Hedda war leise eingetreten und hatte ihr den Arm um den Nacken gelegt. „Liebes Mamachen."

Die Majorin zog das Mädchen auf die Armlehne ihres Sessels. So saßen sie manches liebe Mal zum Tagesschluß;

da plauderte und lachte es sich noch so gut für eine Weile. Nun saß Hedda ganz eng neben ihr, Wange an Wange gedrückt, und sagte ganz leise: „Liebes Mamachen, du mußt es Frederik doch nun sagen."

Frau von Mellenthien blieb unbeweglich, nur ihr Herz klopfte langsam und schwer. Sie hatte keinen Zweifel an dem, was Hedda meinen konnte. Was hätte es sonst sein sollen in ihrem durchsichtig einfachen Leben.

„Woher weißt du es, Kind? Seit wann?"

Die beiden Frauen drückten sich noch fester aneinander.

Hedda hob die Augen. „Seit meinem zwölften Geburtstag, Mamachen. Du und der gute Vater, ihr rüstetet meine kleine Bescherung und spracht von mir. Die Tür war nur angelehnt. Seitdem weiß ich es alle Stunde."

„Kind — wie kannst du schweigen! Und fühltest dich doch ganz als unser Kind?"

Hedda haschte sich der Mutter Hände: „Aber ich denke auch an die, die mich geboren hat."

„Vergiß sie," sagte die Majorin hart, und Hedda sah schweigend, mit zusammengezogenen Brauen vor sich nieder.

„Warst du damals traurig?" fragte die Frau nach einer Weile.

Hedda zuckte die Achseln.

„Hochmütig bin ich davon geworden — verschlossen. Wenn ich denn also einen Makel hatte, — Menschen brauchten mir das nicht anzumerken. Menschen urteilen schonungslos. Damals schon merkte ich, wie Menschen sich gegenseitig schmähen, darum wollte ich auch keine Freundinnen haben. Ich hätte ihnen vielleicht mal mein Leid geklagt."

„Also doch Leid?"

„Man fühlt sich manchmal so —" Hedda suchte nach dem Wort — „so etwas wurzellos. Ich dachte oft, die hier — die Eltern — sind gut und ehrenhaft. Aber die haben mir mein Leben nicht gegeben. Mamachen, Frederik muß es wissen."

„Wir hätten's ihm vor eurer Verlobung sagen sollen."

„Ich hatte nicht den Mut," sagte Hedda sehr leise. Ihre Finger wurden plötzlich kalt im festen, warmen Händedruck der Mutter.

„Von deiner Herkunft — ehrlich, Hedda — weiß ich nichts."

„Ich frage ja auch nicht, Mamachen."

Hedda trat an das Fenster. Sie sah mit schwimmenden Augen zu den Sternen auf, zu diesen Welten, die ewig auf ihren Bahnen rollen, unbekümmert um die Schicksale kleiner Sterblicher.

„Ist nun etwas anders zwischen uns geworden?" fragte Frau von Mellenthien. Wurzellos hatte das Kind sich genannt — wurzellos, und war doch Braut.

Da riß Hedda ihren Blick vom Winterhimmel los, der sie so oft erschütterte.

Sie warf sich leidenschaftlich vor der Mutter auf die Kniee. „Aber, Mamachen, wir müssen es Frederik sagen."

Sie zitterte, und die Mutter strich ihr über die festen, blonden Flechten.

„Schlafe du, ich schreibe es ihm gleich, gleich jetzt in der Nacht."

Hedda stand, als ob sie noch etwas zu sagen hätte. Es kämpfte in ihr. Sie wurde rot und wieder blaß, und riß sich endlich los, um zu Bette zu gehen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Vom Bahnhof aus fuhr Frederik in seine Wohnung, ein kleines, eng eingeschlossenes Parterre in der Lennéstraße. Er setzte sich gleich hinter seine Akten, die sich in diesen erregten Tagen zu einem fast entmutigenden Haufen angesammelt hatten. Das störte ihn, das mußte methodisch abgearbeitet werden. Aber auch diese blauen Aktendeckel, mit ihrem nicht immer weltbewegenden Inhalt, konnten Frederik heute nicht festhalten. Er war unzufrieden mit sich. Er ärgerte sich über die Andeutungen, die er dem Vater in einem gewissen läppischen Lebemannsstil gemacht hatte. Mit seinen Passionen und Aventiuren war es ja eigentlich gar nicht weit her. Er war ja gerade stolz auf diesen subtilen Geschmack, der ihn vor Verzettelungen bewahrt hatte. Sie war ja doch so öde in allem Geistigen und Seelischen, diese aufgeschminkte Weiblichkeit, die man schnell und leicht erobern konnte, mit denen die jungen Leute oft jahrelang ihre besten Stunden vertrödelten. Seine kleinen Entgleisungen — lieber Gott — auf länger hatte ihn keine gefesselt. Die letzte lag genau um Jahr und Tag zurück.

Damals hatte er eine kleine Schauspielerin kennen gelernt, Anfängerin an einem Vorstadttheater. Sie war doch sehr hübsch gewesen, eine von denen, die dank ihrer Frische und Drollerie eine Zeitlang auf den Brettern herumwirbeln dürfen, um dann durch Gott weiß welche Versenkung zu verschwinden.

Aber Frederik hatte gemeint, hier sei Talent, Theatertemperament, sich selber noch fremd, aus Bildungsmangel. Dem konnte man ja abhelfen; einzig das interessierte den Regierungsassessor Jürgens, der ja nun doch seiner Mutter Sohn war.

So tief hatte das junge Mädchen ihre Aufgabe gar nicht genommen. Sie hielt eben still, wenn der Freund, das Käthchen oder die Nora mit ihr durchging. Gott — Nora! Sie wäre sicher nicht auf und davon gegangen, so ganz ins Ungewisse hinein — von dem guten Helmer fort, der sie immer verzogen hatte, gerade wo der in die noble Brotstelle rückte. Überhaupt — Ibsen.

Aber ein sicherer Instinkt bewahrte Maria Leona davor — sie hieß Minna Löwe — sich mit solchen Urteilen vor ihrem generösen Gönner bloßzustellen. Er blieb ihr ohnehin so merkwürdig fremd. Aber an ihrem Geburtstage hatte sie es durchgesetzt, da war sie sein Gast, kam endlich mal über seine Schwelle. Himmel, war das fein bei ihm! Damenbesuch schien hier keine gewohnte Sache zu sein. Rot war er geworden, so oft der alte Diener die Schüsseln reichte, oder die Gläser füllte.

Nach Tische waren sie zum ersten Male die Regine in den „Gespenstern" durchgegangen — die Rückenmarktragödie, dicht nach dem Sekt. Nee doch, — hatte Maria Leona gedacht. Sie hatte sich dabei fest an Frederik angeschmiegt, mit bettelnden Augen, denn sie war alle der Lehrhaftigkeit nun mal gründlich satt. Da hatte sich der Mensch leise geschüttelt, richtig geschüttelt, wie einer, den es überläuft. Danach hatte sie sich ganz energisch gegen Ibsen gesträubt; wo es sie ohnehin so stark zur Operette zog, und wenn er nun doch mal so war, — nicht?

Da hatte Frederik ein bißchen geniert gelacht, hatte ihr noch ein paar „Blaue" ins Geldtäschchen gestopft, und der Diener hatte sie nach Hause bringen müssen.

Wie genau sich Frederik an den Abend erinnerte. Wie säuberlich ihm danach zumute gewesen war, bei offenen Fenstern über seinen Akten, erfrischt wie nach einem Kohlensäurebad. Gleich darauf hatte er seine Urlaubsreise nach Italien angetreten, während welcher der Vater sein Bild neben dem der Mutter vermißt hatte.

Frederik blies die feinen Rauchwölkchen seiner türkischen Zigarette in die Luft. Er saß jetzt im Liegesluhl am Kamin, neben den spielenden Flammen eines lebhaften Holzfeuers.

Mitten im Zimmer stand der Flügel geöffnet. Es war doch sehr hübsch, daß Hedda diese liebe kleine Mädchenstimme hatte. Die sollte bei Werckmeister ausgebildet werden. Der sang auch mit schmalen Stimmitteln und wußte erstaunlich damit zu wirken. Freilich — der hatte nervösen Esprit bis in die Fingerspitzen. Das hatte Hedda nicht.

Sollte sie auch gar nicht haben. Ob die kleine Hedda wohl ahnte, wie ganz er sich für sie aufgespart hatte? Für sie? — Nun, eigentlich war er seiner Natur gefolgt.

Frederik ging an den Flügel und simpelte nur so vor sich hin, wie er das selber nannte. Er saß dann lässig vor der Klaviatur, mit verlorenem Blick auf ein Bild an der Wand, eine blasse Märtyrerin, die er liebte — denn Weib ist Märtyrerin. Darauf lächelte er sarkastisch, er hatte auch andersartige beobachtet.

Die Duftwolken schwebten opferlich zu dem dunkeln, schweren Gemälde hinauf, und der Spieler am Flügel griff sich Bruchstücke aus altitalienischen und Schumannschen Liederthemen heraus.

„Geliebt habe ich noch nie," sagte er ganz laut und ging in Löwes Ballade über, in „Tom der Reimer". Oft, wenn er an seine Braut dachte, klingelten ihm die Halfterketten eines milchweißen Rößleins durch den Sinn. Auf dem Rößlein ritt eine blonde Fee Caprice durch den sonnigen Sommerwald. Reiten sollte Hedda später auch. Himmel! Wie ihm das junge Fräulein von Mellenthien gefiel.

Er sah auf seine schmalen, gepflegten Hände nieder. Vulgär war die Person an dem Abend gewesen, diese — diese Löwe. Hatte er vorher nie bemerkt, daß sie schlechte Manieren beim Essen hatte, und breite, zu kurze Finger-

nägel? Oder hatte es ihn so gestört, daß die Person zärtlich werden wollte? Zärtlich in dem Augenblick, wo er sich völlig ernüchtert gefühlt hatte? Frauen, die Avancen machen — brr!

Mädchen waren eben nicht für ihn, die da irgendwoher kamen, aus ganz unsicheren Sphären, deren Spuren sie verstecken müssen. Die andres Blut, andre Säfte und Kräfte haben, und ein ganz andres Sittengesetz als seine eigene Kaste.

Seine? Und Vaters Familie? Ei, man soll nicht rückwärts schauen, denn da ist nichts zu wollen. Aber seine Deszendenz mal — später, darüber war ja zu wachen. Frederik war konservativ, was Frauen anlangte. Eruptive Naturen — starke Geister oder starke Talente — ach nein. Nur vor allem reines Blut, weit zurück kontrollierbar; und alle zarten Reize, die aus der Kultur von Generationen erblühen: dazu später ein Lebensstil, wie er dem großen Besitze entsprach.

Die Silberglöckchen klingelten wieder unter den Fingern des nächtlichen Träumers. Hedwig — Hedda! Die Nachtstille sang um ihn. Junge Ehe — — Gott, Vater hatte ja recht, warum denn warten?

Weil er sich erst über sein endgültiges Arbeitsfeld klar werden wollte?

Frederik lachte. Vielleicht gar keines, kein bestimmt abgegrenztes. In ihm lag eben nicht das Wesen einer amtlich-mechanistischen Berufsabgrenzung. Vielleicht lag wirklich in erster Linie, wie Freund Mettmann behauptete, das ästhetische Genießen vorbereitet, immerhin ein starker Kulturfaktor. So ein feiner Genießer künstlerischer Werte ist der Schrittmacher für den Künstler.

Vater als Spitze einer langen Reihe von Arbeitergenerationen. So sieht man es doch in allen Familiengeschichten. Ein Gipfel wird erreicht — die folgende Generation fällt ab, oder schlägt andre Richtung ein.

Frederik begeisterte sich an seinem Gedankengange. Nein, er würde das geliebte Mädchen mit dieser prangenden Reinheit Leibes und der Seele schon bald zu seiner Gattin machen, zur Mutter seiner Kinder, in denen sich forterben sollte der

Mutter Schönheit, des Großvaters starke Lebensenergie — und sein eigener Besitz an der berückenden Welt der Künste und der Ideen.

⊕ ⊕ ⊕

Hedda ging am andern Morgen aus, unscheinbar gekleidet, einen dichten Schleier um ihr Pelzmützchen geknüpft. Am nächsten Postkasten zögerte sie ein paar Herzschläge lang, dann fiel der Mutter schwerer Brief in den Spalt, just als der Postbote den Briefsegen in seinen Ledersack fallen ließ. Sie seufzte tief auf, in einem zwiespältigen Gefühle von Beschwernis und Erleichterung. Dann lief sie wie gejagt und erledigte in mehreren Läden die Aufträge der Mama. Die hohen Häuserfassaden, die ganzen Straßen sahen kümmerlich aus, trotz allen geschäftigen Lebens. Die meisten Leute zu dieser frühen Morgenstunde gehörten den schwer arbeitenden, den sorgenbelasteten Schichten an.

„Zu denen gehöre ich von Rechts wegen," dachte Hedda. Vor diesem Gedanken hatte sie sich schon als Kind gefürchtet. Aber diese Furcht war immer bald wieder zerronnen in den stillen Stuben, wo zwischen den Doppelfenstern in Reihe und Glied sanftfarbige Hyazinthen dufteten.

Der Papa hatte meist auf dem Sofa gelegen, damals längst schon in Pension. Wenn sie zu ihm herangesprungen kam, hatte er ihr die Hand auf den Scheitel gelegt und hatte freundlich: „Mein gutes Kindchen!" gesagt. Dann war immer schnell die Mama von ihrem Lehnstuhl im Fenster aufgestanden, wo sie gehandarbeitet oder dem Vater vorgelesen hatte, hatte das gute Kindchen fortgeholt, still beschäftigt, oder zu andern Kindern auf Besuch geschickt.

In den andern Häusern aber gab es gesunde Väter, viel jünger als der Papa war. Da ging es lauter, herzhafter zu, die Kinder hatten ihren vertraulichen Spaß mit den Eltern und ihre ganz wichtigen Geheimnisse.

Der Papa bei Iserlahns tollte mit dem ganzen Görenvolk herum; das erhole ihn, sagte seine Frau. Geheimrat Fuchs ging viel mit seiner Familie spazieren; oder sie fuhren ein paar Stationen mit der Bahn, und von draußen her, vom Lande, holten sie sich köstliche Schätze für ihre Naturaliensammlungen.

„Weißt du, was mein Papa glaubt," hatte Isa Fuchs mal vor längeren Jahren gesagt — Hedda hatte es nie vergessen, es klang so wunderbar und tröstlich — „Papa sagt, der liebe Gott sitzt gar nicht droben über den Wolken, so furchtbar fern von uns. Der steckt in allen Dingen drin — in der Blume, im Wind, im Regen und Sonnenschein — in dir und in mir, so sagt mein Papa."

„Worin noch?" hatte Hedda atemlos gefragt.

„In der Güte" — die kleine Isa plapperte geläufig nach — „in der Kraft, in allen unsern Träumen, in der Musik — nun weiß ich nichts mehr."

„Auch in den Drehorgeln?" hatte Hedda gezweifelt, denn sie haßte schlechte Musik.

„Das weiß ich nicht gewiß, aber in der Violine doch wohl sicher," hatte die kleine Pantheistin ungeduldig geschlossen.

Seitdem hatte sich das Kind Hedda gesagt, so oft sie sich in den stillen Stuben beengt gefühlt hatte, aus denen man so ängstlich das Sonnenlicht ausschloß: auch in der Stille schwebt Gott. Diese Vorstellung hatte sie leise und behutsam gemacht, als wandle sie unter dem Atem von etwas Geheimnisvollem.

Einmal nach solchem turbulenten Nachmittag bei Bekannten hatte sie ihren Papa erst lange angesehen und dann gefragt: „Hast du mich lieb?" Ganz leise hatte sie gesprochen. Der Major hatte überrascht aufgeblickt und dann hatte er verwundert gesagt: „Aber gewiß, mein liebes Kind!" — und hatte weitergelesen. Am andern Morgen hatte er mit seiner Frau das Gespräch gehabt, nach dem sich die kleine Hedda „wurzellos" gefühlt hatte. Von allen Kindern, die sie kannte, war sie die einzig Elternlose.

Hedda blieb an einer Fensterauslage stehen und preßte die Hand auf ihr Herz.

In der Mutter Brief an Frederik stand ja nur die halbe Wahrheit. Denn sie war ja wieder auf dem Wege zu ihrer wirklichen Mutter, zu der Frau, die ihr das Leben gegeben hatte. Vor zwei Jahren etwa war jene Krankenschwester, Schwester Helene, gestorben, die vor mehr als zwanzig Jahren ihre Adoption vermittelt hatte. Der Geistliche, der das Neugeborene „Hedwig" getauft, hatte, nach dem neu-

mütigen Gebote einer Sterbenden, der Mutter dieses Kindes, der Modistin Weber, Aufklärung über den Verbleib der kleinen Hedwig gegeben.

War es nicht doch eine gottlose Vermessenheit, eine Verantwortung sondergleichen, für immer Menschen trennen zu wollen, die durch Blutsbande zusammengehörten? Was die Lebende über ihrem mühseligen und pflichtenreichen Dasein mutig vertreten hatte — Schwester Helene — auf ihrem letzten Lager, quälte sie sich mit bangen Zweifeln.

„Kind, wie kannst du schweigen?" hatte die Majorin von Mellenthien staunend zu Hedda gesagt. Seit zwei Jahren nun schon sah Hedda ihre Mutter von Zeit zu Zeit, stahl sich die Stunden ab, heimlich, angstbeflügelt. Drückend waren ihr diese Besuche im Schneideratelier der östlichen Vorstadt. Die Frau Weber war Witwe. Es ging ihr ganz leidlich; sie arbeitete für etwas anspruchsvollere Bürgerfrauen und junge Vorstadtschauspielerinnen.

Da war auch noch ein Sohn aus der kurzen Ehe der Mutter mit einem kleinen Subalternbeamten; Ottchen nannte ihn die Frau. Noch war nichts Rechtes aus ihm geworden, jede Art Tätigkeit war ihm bisher schnell über gewesen. Jetzt war er Artist, Eiskünstler, Rollschuhläufer — und produzierte sich allabendlich in einem großen Sportpalaste.

Hedda hatte ihn selten bei der Mutter angetroffen, wenn sie etwa aller paar Monate dort vorsprach. Sie hatten bisher immer nur ein paar Worte gewechselt. Der junge Mensch war scheu und unsicher vor ihr, nannte sie „gnädiges Fräulein" und machte, daß er fortkam. Dann atmete die Schwester auf. Die Mutter war stolz auf Ottchen, dessen Bild man auf den Litfaßsäulen bewundern konnte. Aber für die Tochter aus dem Hause Mellenthien stand ein Artist auf einer ganz tiefen Sprosse der sozialen Stufenleiter.

Hedda winkte sich ein Auto heran; es war so ein langer, öder Weg durch graue Straßen mit ihren zwei Reihen jetzt winterkahler Bäume. Diese Heimlichkeit, dies ganze Berlin, das die unklaren Verhältnisse umschloß — — o, sie würde gern in eine schöne kleine Stadt ziehen, wenn Frederik nur dafür zu haben wäre. Etwa in seine Heimat, die von der See nur durch einen festen Gürtel fruchtbarsten Ackerlandes

und alter Buchenwälder getrennt war. Bauern- und Rittergüter und freundliche Kleinstädte lagen da in buntem Wechsel. Davon hatte der Schwiegerpapa gestern erzählt.

Vielleicht würde sie dort den Mut haben, Frederik das Letzte zu beichten. Er liebte sie ja doch, so wie sie nun war. Gleich nach seiner Werbung, als die Mama sie eine Weile allein gelassen hatte, war er so überschwenglich zärtlich gewesen — wie ein Rausch hatte es sie beide gepackt — und sie hatte seine Küsse erwidert — — sie war doch keine Puppe, wie manche von ihr zu denken schienen — sie war nun doch ein vollerblühtes Mädchen und hatte rotes, heißes Blut.

Ich will das nicht länger dulden, stammelte sie. Ich habe ja doch nichts verbrochen; ich will Ruhe, Gleichmut in meiner Seele. Ein Mensch mit einem Buckel oder Feuermal, einer mit lächerlichem Sprachfehler — die können den Leuten nicht ängstlicher nach den Augen sehen als ich — ob die Kalten, die Herzlosen ihre Gebrechen merken?

Sie zitterte vor Empörung. Hätten sie mich bei meiner rechten Mutter gelassen — — alles wäre natürlich und gesund geblieben.

Gesund? — — Dann wäre sie heute nicht Braut, wäre vielleicht nur — Frederiks Geliebte. Stände in Arbeit und Erwerb, im vollen Lebenskampfe — pfiffe vielleicht auf alle Vorurteile!

Das Auto hielt. Im Augenblick hatte Hedda ihre Ruhe und ihren gesammelten Ausdruck wieder.

Es war ein Allerweltshaus. „Luise Weber, Modistin" — stand auf dem Messingschildchen. Hier waren keine Visitenkarten von Abmietern mit Heftzwecken befestigt, wie an den andern Wohnungstüren. Dafür drang das Geräusch schwirrender Nähmaschinen bis in den dunkeln, kleinen Korridor.

Im Empfangszimmer kniete Frau Weber vor dem langen Trumeau auf dem verschossenen Teppich und hielt eine Menge Stecknadeln zwischen den Lippen. Vor der schmächtigen Frau stand eine dicke Dame und ließ sich am Saum ihres Trauerkleides etwas zurecht stecken.

Hedda saß in dem schmalen Wartestübchen auf dem roten Plüschsofa, blätterte in Modejournalen und hörte Bruchstücke des Gespräches von nebenan.

„Ich brauch' doch würklich nich en neues Trauerkleid anwenden, wo ich noch das gute hier zu hängen habe, und wo ich doch nur lachende Erbin bin."

„Das klingt aber mal grauslich — lachende Erbin," sagte Luise Weber, so gut man mit einem Munde voll Stecknadeln sprechen kann.

„Na, Sie werden doch woll wissen," sagte die Stimme der verdrießlichen, dicken Dame, „daß en lachender Erbe nich etwa en roher Mensch is, der mit'n Tode spaßt, sondern nur 'n sehr entfernter Verwandter, so daß kein Mensch irgend 'ne tiefe Trauer von ihm erwarten kann. Der kann sich denn ganz ohne Gemütsbewegung seiner Erbschaft freuen. Nahe Verwandte hab' ich überhaupt nich, wo mein Mann schon vor Jahrer sechse gestorben ist, und wo wir keine Kinder und keine Geschwister haben."

„Da sind Sie übel dran," sagte die Mutter, und Hedda hörte sie von der Diele aufstehen, und hörte am Rascheln eines Stoffes, daß sie der lachenden Erbin den Rock abstreifte.

„Nu — sind Sie vielleicht immer sehr glücklich mit Ihrem Ottchen?" fragte die Dame pikiert; wer etwas auf sich hält, will ja doch am Ende nicht „übel dran" sein.

„Ach ja," sagte Frau Weber leise. „Mutter sein ist immer schön. Was hat denn sonst eine Frau an die Stelle zu setzen, wenn sie in die Jahre kommt?"

„Wenn ich Ihnen raten kann, Luise, wo wir doch mal Schulkameradinnen gewesen sind, dann schieben Sie 'n nu sachte ab. En hübscher, strammer Mensch — aber gefährliche Augen. Der müßte doch nun nachgerade auf eigenen Füßen stehen."

„Geld verdient er ja wie Heu — ob's aber lange dauert?" sagte Ottchens Mutter und hielt der Kundin das Cape zum Hineinschlüpfen hin. Ach Gott, sie wußte ja, daß solche Glanzzeiten immer schnell vorbei waren. Es fraß an dem Jungen, daß er nicht ganz in die Höhe, ganz nach oben kommen konnte, gut begabt wie er war. Aber sie sagten ja alle, es daure heute bis dreißig, ehe ein Studierter ins Brot komme. Nun schwatzen die Menschen, weil sie andrer Leute Verhältnisse doch immer nur so von außen her kennen.

„Ich meine man, weil Sie so schmal aussehen," sagte die Dame in Trauer und band sich umständlich die breiten Hut-

bänder vor dem Spiegel. „Und daß ich keine Kinder habe, ist mir gerade recht. Kinder sind heute undankbar, weiß Gott, man sieht es alle Tage. Das Elternhaus stoßen sie ab, wie's Hühnchen die Eischale. Haben sich, als ob alle Weisheit von heute wäre — und alles von jestern und vorjestern wäre der pure Kaff und Unverstand. — Na, Sie sagen ja gar nichts?"

Nein, Luise Weber sagte nichts zu dieser Frau, die froh war, nicht Mutter zu sein.

Im Berliner Zimmer stoppten die Maschinen, denn die Uhr von der Michaeliskirche schlug halb eins. Die jungen Nähmädchen gingen mit mühsam gedämpfter Lustigkeit zu ihren Mahlzeiten in der nahen Volksküche. Schwelgen konnte am Abend, wer Sinn und Gelegenheit dafür hatte. Die Dame in Trauer machte, daß sie fort kam, sie hatte mit Ratgeben ihre Schuldigkeit getan, und ihr Essen in der Kochkiste mußte inzwischen wohl fertig sein.

Drinnen im Nebenzimmer saß die Tochter, auf die die Frau im Innersten so stolz war. Zu ihr ins Schneideratelier kamen junge Fräuleins genug. Wo war denn eine so schön und fein? Und gut war ihr Hedchen auch zu ihr, wo sie doch an dem Kinde alle ihre Schuldigkeit versäumt hatte.

„Ich bin man froh, daß nun alle fort sind, Hedchen," sagte sie leise und nahm die junge Hand. „Und Braut bist du nun? Der Ottchen hat es in den Nachrichten aus der Gesellschaft gelesen. Sehr feine Leute geben es ja wohl nicht in die Familiennachrichten?"

„Ich wollte dir nicht schreiben, Mutter; wollte dir die Nachricht selber bringen."

Hedda war bewegt, aber noch viel mehr beängstigt. Und da kam auch schon der Mutter sehr leise Frage: „Sehen werde ich wohl den Herrn Regierungsassessor nicht?"

„Später, Mutter — später sicher —"

Gott, wie Hedda sich quälte, weil sie nicht sagen konnte: „Morgen, Mutter — heute — er wird dir danken, daß du mir das Leben gabst."

„Ich kann es ja auch gar nicht verlangen," sagte Luise Weber gedrückt. „Hart ist es ja für mich. Ist er so ein Stolzer? Dann sag man lieber nichts von uns, es könnte ihn irremachen."

Wenn die Frau doch empört gescholten hätte! Aber sie nahm die schlimme Lage mit schuldiger Demut hin. Hedda mußte nun erzählen, und die dunkeln Augen saugten sich an dem jungen Gesicht fest.

„Es wird noch alles gut, Mutter," schloß sie tröstend. „Um dein Alter sorge dich nicht. Wenn ich erst Kinder habe und du bist die Großmutter, — dann zieht sich wohl alles zurecht."

Sie küßte ihre Mutter mit gesenkten Augen. Sie schämte sich. Sie hatte zu ihr gesprochen, wie zu einem Kinde, dem man goldene Berge verspricht, um es für den Augenblick zu beschwichtigen.

„Sei 'n bißchen freundlich zu Ottchen, wenn du ihm begegnest," sagte Luise Weber. „Er muß gleich kommen. Er ist ein aufbrausender Mensch — er ist gereizt; für mich ist er gereizt, wenn ich ihm auch immer wieder sage, ich habe es nicht besser verdient. Und bring' mal das Bild von deinem Herrn Zukünftigen. Ich tue euch schon nichts, ich mache mich dünne."

Unten im Hausflur prallte Hedda fast mit dem Kunstläufer zusammen. Der riß den Schlapphut ab, und Hedda dachte: wie sehr wir uns ähnlich sehen. Aber er ist der Schönere — alles an ihm ist fest und fein geformt, die Stirn wie aus Marmor.

Er reichte ihr befangen die Hand. „Ich wünsch' Ihnen Glück, gnädiges Fräulein Schwester —"

Hedda schwieg betroffen. Zum ersten Male redete er sie so an.

„Wenn Sie Mutter den Herrn Verlobten bringen" — er stockte — „denn ich werde nicht dulden —" Er sah sie strenge an. Er hatte die gleichen hellen Augen wie sie, unter dunkeln Brauen und Wimpern.

Sie maßen sich mit den Blicken.

„Ich bin waffenlos," sagte sie heiser. „Sie können mein Glück zerstören, wenn es Sie danach gelüstet."

Da wurde sein Blick weich. „Nein, wahrhaftig nicht. Aber Mutter hat's schwer gehabt im Leben. Sehen Sie zu, daß Mutter nicht zu kurz kommt. Wenn ich ein Mädchen lieb hätte — Herr Jesus, nein —" Er hatte feuchte Augen, und

in der Hand hielt er eine prachtvolle Rose, die bot er ihr mit schüchternem Lächeln.

Und sie nahm die Blume mit einem leisen: „Ich danke dir, Otto!"

Da riß er ihr die Tür zur Straße auf und blieb mit gezogenem Hute stehen.

Zu Hause stand die alte Dienerin, die Berta, schon an der Entreetür. „Flink, Fräulen Hedda, gnä' Frau hat schon alles zurechtgelegt zur Toilette. Drin ist es pickevoll von Besuch. Blumen sind gekommen, ein ganzes Treibhaus voll, 'ne wahre Pracht. 's Schönste von Herrn Regierungsassessor, en Korb Rosen, wie für 'ne Schauspielerin!"

„Von —?" sagte Hedwig und blieb kurz stehen, weil ihr Herz so rasend klopfte.

„Na gewiß doch. Da ist ja doch nichts zu wundern. Nu man flink, ich helfe."

Im Korridor hingen Pelze und Uniformmäntel, vom Salon her schallte Stimmengewirr.

„Er hat es überwunden," dachte Hedda und schlüpfte in die feinen Schuhchen. „Er liebt mich über alles Denken und Wägen." Sie ließ sich das erdbeerfarbene Kleid aus Chinaseide überwerfen.

Berta stand hinter ihr, knöpfte und hakte; Hedda lockerte an den zerdrückten Haaren. Glückselig, leuchtenden Blickes strahlte ihr Antlitz ihr aus dem Spiegel entgegen. „Glück" — dachte sie — „ein ganzer Felsen von Glück — — und Glück muß man in Demut tragen, täglich neu erwerben — wohltun allen, die auf Erden leiden — selig — selig." Sie war in Ekstase. Die Hände würde sie ihm küssen in überströmendem Dank. Seine Blumen heute, die sprachen zu ihrem Herzen.

Sie legte beide eiskalten Hände auf ihre glühenden Wangen. Die Hände ihm küssen, — nein, das nicht. Es war ja doch wohl selbstverständlich, daß er so entschieden hatte. — Was hatte sie denn am Ende erwartet — Unehrenhaftes? Nein, das nicht. Aber für ihn war das ein heroischer Entschluß.

Die kleine Schreibtischuhr schlug ihren klinghellen Ton.

Berta drängte. „Flink, flink, Fräulein Hedda! Nun kommen ja doch lauter Glückstage, einer hinterm andern."

Aber als Hedda aus ihrem Zimmer trat — ein schmales Kabinett schied es vom Salon — hörte sie eine grämliche Stimme sagen: „Es gibt nur einen angeborenen Irrtum, und das ist der, daß wir da wären, um glücklich zu sein."

Das sprach der geistliche Herr, der Hedda eingesegnet und der schon immer im Mellenthienschen Hause verkehrt hatte. Er stand am Fenster mit dem Hausarzt im Gespräch, und diese beiden alten Herren waren also die ersten, die der jungen Braut ihre Glückwünsche darbrachten.

Frederik eilte heran. Er zog Heddas Arm durch den seinen, er umschloß heftig ihre kühle Hand mit seinen heißen Fingern. Er preßte ihren Arm an sich, daß es fast schmerzte.

Nie in späteren Zeiten konnte sich Hedda die Gefühle dieser Stunde ganz klar zurückrufen. Ein Glückstaumel umbrauste sie. Undeutlich nur sah sie die Mama im Sofa, mitten zwischen einem ganzen Kreise von Damen in festlicher Besuchskleidung, in Seide und Spitzen und Jet.

Die Isa Fuchs, selbst Braut, am Arme ihres schmucken Dragonerrittmeisters, schüttelte ihr die Hände. Exzellenz Fuchs, der Papa, klopfte ihr väterlich die Wange. Der war nun auf der höchsten Sprosse einer glänzenden Laufbahn angelangt, lief nicht mehr über Stock und Stein; das litt sein Altersasthma nicht mehr — und nicht seine Würde.

Doktor Mettmann bot ihr den prächtigsten Nelkenstrauß. Was hatte der sie so lebhaft erstaunt anzusehen, ganz blank funkelten seine dunkeln Augen durch das glitzernde Pincenez.

„Ja, mein Herr," dachte sie und lachte ihn an, „glaubten Sie wirklich, ich sei ein Lämmchen oder Täubchen? O nein, ich bin die Jungfer Braut; ich weiß nun, wozu ich auf der Welt bin."

Sie stand und schritt und sprach wie im Traume.

Mittagsonne hatte sich aus den Wolken freigerungen. Alles Gerät in dem vertrauten Sälchen glänzte und gleißte davon. Alle Spektralfarben brachen aus den Prismen des Glaslüsters; Fünkchen sprühten aus den Gläsern mit dem goldbraunen Süßwein. Gott, wie schön waren Welt und Leben.

Meine Seele, wie die luftigen Segler,
Will sich müdgeflattert heimwärts wenden.

Das kleine Verslein flog ihr durch den Sinn. Heimwärts — bei ihm war Heimat, er gab ihr Boden, darin festzuwurzeln.

„Ich stör' euch nicht, ich mach' mich dünne!"

Wer hatte das doch gesagt? Weiß nichts, will heut nichts wissen, als daß Leben gut ist — reich, groß, frei — voll Glanz und Fülle.

Sie gingen endlich, alle diese Eifrigen. Die Mama ließ die Glücklichen allein.

„Ich bin wie verwunschen," sagte Hedda im Arm des Geliebten. „Nun habe ich dich erst, nun ist die schwere Last von mir gefallen."

Sie saßen auf einem kleinen Seidensofa im Erker, wo die Blumen fast betäubend dufteten.

Er preßte sie an sich. „Wir wollen gar nicht daran denken," sagte er mit gefurchten Brauen. Der Mund unter dem blonden Barte war zur eigensinnigen Linie zusammengepreßt. Aber die Lippen öffneten sich, als Frederik dem Angstblick seiner Braut begegnete.

„Du bist das Kleinod starker Liebe, Hedwig," flüsterte er. „Egmont und Klärchen mögen deine Eltern sein,— Oberon und Titania — Faust und Helena — diese Vorstellung wollen wir festhalten wie einen Schild."

Nein, seine süße Braut sollte nicht wissen, wie hart er mit sich gerungen hatte. Er wandte das Gesicht von ihr fort. Er hatte Sekt getrunken, viel schweren Wein, was ihn sonst unfair dünkte. Er hatte sich bis zur Erschlaffung zerrungen gefühlt und hatte sich künstlich stimulieren müssen.

Nun war es ja gut. Nun fühlte er sich wieder unter der Herrschaft seiner Liebe — seiner Ritterlichkeit.

Sie hielt ihr Gesicht an seiner Schulter versteckt. Die ganze Beklemmung ihres Verschweigens, die Wucht ihrer schuldlosen Schuld hatte sie niedergedrückt. Das sanftrote schillernde Kleid ließ ein Stückchen ihres weißen Nackens frei. Unterhalb der festen Flechten krauste sich das feine Blondhaar über den Hals. Frederik neigte sich und küßte diesen jungen Nacken mit verliebten kleinen Küssen. Er war ihr so dankbar, daß sie so zum Lieben war. Er war ja fast schon verzweifelt an sich gewesen, an der Kraft seines Herzens und seiner Sinne. O nein, er war auch darin ein Vollmensch.

Aber als sie sich aufgerichtet und schon eine Weile gesprochen hatten über das Wunder ihres Zusammenfindens, da sagte sich Frederik Jürgens: „Das da — das versunkene Küssen — das — das ging zu weit, ging über mein Bräutigamsrecht hinaus — das hätte sie nicht leiden dürfen — dem hätte sie sich entziehen müssen.“ Er wollte doch vorsichtiger sein — sie hatte wohl leicht erregbare Sinne, diese — diese Tochter Titanias oder Helenas.

⊕ ⊕ ⊕

Frederik fand schon nach einigen Wochen, daß Verlobtsein ein anstrengender Zustand sei. Auf die vielen Visiten, die man hatte abstatten müssen, hatte es Einladungen geregnet. Alle diese Feten in den Häusern von Freunden und Vorgesetzten, immer unter derselben Art von Menschen, Bewirtungen, Gesprächen, glichen sich wie ein Ei dem andern. Alles drehte sich um die nämlichen, schon abgehetzten Tagesinteressen, und jeder versteckte das Mühsame dieses Verkehrs unter anerzogener Scharmantheit der Formen. Diese Gesellschaften mußten nun mal sein, denn sie förderten sehr reale Zwecke.

Aber alle diese halbverlorenen Stunden waren nicht so abspannend, wie die einsamen Teeabende im Hause der Frau von Mellenthien. Sie waren einfach, diese beiden Frauen. Es war nicht immer leicht gewesen, mit den vorhandenen Mitteln diesen Berliner Haushalt aufrecht zu erhalten. Sie hatten den hartnäckigen Kampf der meisten Familien geführt, die nach außen nur wohlhabend erscheinen können, wenn sie sich Tag um Tag geduldig hundert kleinen Opfern und Verzichten unterwerfen.

Nun war es fast beschämend, daß man so gut wie gar nicht gereist war, große Natur und berühmte Kunststätten nicht kannte; daß man vom modernen Theater kaum etwas mehr wußte, als was man sich aus der Zeitung herauslas. Von Neuerscheinungen der Literatur hatte sich weniges zu ihnen verirrt.

Vom Alltäglichen mochte Frederik nicht sprechen, da brach er immer schnell ab. Frau von Mellenthien wieder konnte nicht begreifen, daß ein neues Lyrikbändchen Anlaß zu langen

Erörterungen geben, Frederik so nachhaltig entzücken oder abstoßen konnte. Ihr schienen diese absonderlich eingebundenen Bücher mit Versen ohne feste Form, mit gar wunderlichen Reimen, recht verstiegen. Sie hatten so gar keinen Bezug zum eigenen Leben. Hatte man nicht Goethe, Heine, Mörike?

Die junge Hedda war empfänglich für diese feinen Stimmungsreize — im Grunde wohl, weil Frederik sich dafür begeisterte. Es kam immer mehr dazu, daß Frederik an diesen Abenden dozierte. Er tat es sehr liebenswürdig, er wollte ja doch Hedda ganz für sein Innenleben erobern. Aber er mußte doch öfter Abspannung in diesen schönen Augen lesen.

Oft auch begegnete es dem Vermittler aller dieser starken, aber doch immer papierenen Werte, daß die Mama ihn forschend ansah. Wann soll die Hochzeit sein? fragte ihr Blick. Wann willst du dies schöne, gute Kind endgültig in dein Leben nehmen, dies Mädchen, das dich liebt, du, der du unabhängig bist? Denn Frau von Mellenthien konnte einer Herzensunruhe nicht Herr werden.

Frederik verstand den Frageblick. Er zauderte. Man hätte ja den Hochzeitstag feststellen können, aber — so rechtfertigte er dieses Zaudern vor sich selber — sie wollten ja doch reisen; da war es besser, erst den vollen Frühling abzuwarten. Der Vater hatte eine großartige Anweisung auf die Deutsche Bank geschickt. Nun mochten die Damen schon immer planen, bestellen, kaufen; das lieben ja doch die Frauen.

Er hatte jetzt auch wirklich viel zu tun an der Oberrechnungskammer in Potsdam. Das hielt ihn oft tagelang fern. Auch die Abende durfte er nicht immer seiner Arbeit entziehen. Man richtete es also so ein wie der Kollege Wernshagen, der auch verlobt war: Schmachtabende und Prachtabende wechselten. Und er schmachtete ja wirklich an den Abenden, an denen er Hedda nicht sah. Dann ging er oft noch ein paar Stunden ins Café „Germania" zu seinen Leuten, und fand das recht erfrischend.

Er schaute sich um in seinem Tuskulum: Dies hübsche, stille Heim aufgeben — er war so ganz Gewohnheitsmensch. Aber freilich — dann würde er seine junge Frau um sich haben, nie mehr allein sein. Schade.

Schade? Frederik saß wieder am Flügel, spielte das Largo von Händel und variierte es nach dem Gange seiner Gedanken. Was war schade? — Er mußte sich erst besinnen. Natürlich das mit Hedwig. Das drohte doch immer im Hintergrunde — was konnten da auch noch für Verbindungen auftauchen! Sein Verstand hatte sich damit zurechtgesetzt. Von da unten, aus jenen unkontrollierbaren Schichten, mit denen sie zusammenhängen mochte, da kam doch auch die Kraft her und die Tiefe, stiegen Talente empor und Genies. Der ganze katholische Klerus war von jeher durchsetzt gewesen mit großen, pompösen Charakteren, die auch von „da unten" aufgestiegen waren.

Aber auf dem Schreibtisch lag ein Bändchen Lombroso: Krankheit — Laster — Vererbung.

Frederik nahm die Hände von den Tasten: als ob das am Stande hinge! Krankheit, Laster gab es in allen Ständen, so gut wie Tugend und Größe, Charakter und Genialität. Gewiß, gewiß, das waren so allgemeine Betrachtungen. Bei ihm sträubte sich Gefühl und Nervenempfindlichkeit.

Frederik sprang auf und rückte sich einen Sessel vor Heddas Bild, um das er ein Altärchen aus prächtigen Pflanzen gebaut hatte; sogar eine kleine ewige Lampe hing an Kettchen darüber, die er gewissenhaft im Brennen erhielt, — eine artige Spielerei.

Er saß oft vor diesem Bilde. Ach, schön — schön war sein Mädchen — — nur so ganz kraftvoll wie zuerst fand er sein Gefühl nicht mehr wieder, seit er wußte — ach, hätten sie es ihm doch lieber gar nicht gesagt. Dabei schwirrte ihm ein Satz durch den Sinn, den er gestern bei dem Philosophen des Pessimismus gelesen hatte: „Der Tor läuft den Genüssen nach und sieht sich betrogen. Der Weise vermeidet die Übel". — „Altersweisheit, verknöcherter Egoismus," sagte Frederik vor sich hin und fühlte doch, daß diese Weisheit der Absperrung im Grunde seines eigenen Wesens schlummerte.

Sie waren am nächsten Abend bei Exzellenz Fuchs, ganz intim, nur die beiden Brautpaare und Doktor Mettmann, der Journalist. So im vertrauten Kreise ließ der Geheimrat das Amtskleid der Würde fallen und war der gemütliche Papa Fuchs.

Die beiden Bräute saßen nach dem Abendessen abseits in einem schmalen Stübchen, und die Isa stellte ihre einstige Schulfreundin zur Rede: „Warum siehst du seit einiger Zeit so gedrückt aus, Hedda?"

„Das sagt man uns Bräuten allen nach, Isa."

„Nein — gedrückt brauchen doch Bräute nicht zu sein. Angegriffen wohl, aufgeregt in solchem dummen Wartezustand, solcher permanenten Unruhe, und wenn sie einen oft" — Isa flüsterte es lachend — „halb zuschanden küssen Aber dazu ist dein Frederik zu fein, was?"

„Ich passe gut zur Offiziersfrau," fuhr das lebhafte Mädchen fort, weil doch Hedda vor sich hinschwieg, „ich fühle mich leicht in jeden Komment, und wo mir was ungewohnt ist, da habe ich innerlich mein Plaisier, und mein Rittmeister ist leicht zu lenken, glaub' ich, eine einfache, starke Natur, mit festem Glauben an meine Vorzüglichkeit. Da dirigiere ich nachher die Ehekutsche. Glaub' mir, die Männer fahren ganz gut bei solchen Frauen."

„Du bist nur ein bißchen zu kokett," sagte Hedda mit melancholischem Lächeln.

„Gott — das war. Zwischen Schulschluß und Verlobung, das sind doch nun mal Spieljahre, wenigstens bei uns."

„Ich wollte, es wären Arbeitsjahre," sagte Hedda leise. „Man hat zuviel Zeit zum Grübeln."

Die Isa schüttelte sich vor Lachen.

„Und dann verlobt sie sich mit diesem bombenreichen Frederik Jürgens. Wenn ich das sagte, — das vom Arbeiten, denn wir werden uns nach einer nicht sehr bequemen Decke strecken."

„Der Papa hat mich nach Jürgensfelde eingeladen, sehr lieb; wir müßten uns doch besser kennen lernen. Und bald soll ich kommen, noch als Braut. Den Brief habe ich Frederik nicht gezeigt, obschon er mir seltsam wohlgetan hat. Aber ich soll ihn beeinflussen, daß er sich dort niederläßt. Arbeit ist dort. Ich sähe mir's gern an. Beeinflussen will ich ihn aber nicht."

„Schäfchen!" warf die Isa ein. „Leben will gestaltet sein, man darf sich nicht davon treiben lassen. Dein Frederik ist ein Zauderer und ein Spintisierer. Nimm du die Zügel in deine Hände. Schönen und klugen Händen gelingt viel."

„Das paßt nicht auf mich," sagte Hedda mit einer Falte zwischen den Brauen.

Sie hatte heute früh wieder ein Briefchen von Otto erhalten: „Vergessen Sie die Mutter nicht!" Solcher Mahnungen waren schon mehr an der Kerze auf dem Nachttisch verbrannt worden. Hedda saß dann vergrübelt auf der Bettkante, hörte Stunde um Stunde schlagen, fröstelte und fragte sich: „Kann es eine Liebe geben — denn ich liebe doch Frederik — der etwas wie — ja doch, wie Haß beigemischt ist — sogar eine Spur wie Geringschätzung?" Sie bäumte sich auf — was für Gedanken! Aber auch er hatte geheime Gedanken, die er nicht aussprach — sie war doch nicht blind. Sie wollte so bald wie möglich nach Jürgensfelde. Schmerzlich sehnte sie sich fort, von allen, von allen hier. Sonst braucht das Alter Einsamkeit und Einkehr in sich selbst. Hier sehnte sich eine Junge zum Sterben danach.

Das Abendbrot war vorüber. Mama Fuchs und die Herren saßen noch am Eßtisch beim Glase Wein. Nun kamen die Verlobten und protestierten gegen die Absonderung der Mädchen.

„Wir wollen noch in den Sportpalast, für alles andre ist es zu spät," sagte Mettmann. „Exzellenz freilich streiken und die Mama leider auch. Aber ich fühle mich stark, zwei Brautpaare zu betreuen."

Die Herren brachten schon die Pelzjacken und Hüte. Es war neun vorüber, um zehn Uhr begannen die Kunstläufer ihre Solonummern. Isa fuhr wie ein Wirbelwind herum; so etwas, ein bißchen außerhalb der Linie des Üblichen, war ihr Fall. Frederik half seiner Braut in das Pelzjäckchen.

„Du möchtest das doch sicher nicht?" fragte Hedda. Ihre Stimme zitterte. Sich dort zur Schau setzen, wo Otto — — es war wie eine Herausforderung. Sie wollte doch lieber nach Hause.

„Sei kein Spielverderber, Liebste," bat Frederik, „auch in solcher Herrschaft über jeden Muskel, jeden Nerv im Körper steckt Schönheit, steckt etwas von antiker Kultur."

Sein Dozieren verlor sich im fröhlichen Tumult des Abschieds.

Gut, dachte Otto Webers Schwester, gut, wenn ich irgend-

wie aus der Angst meiner Seele herauskäme, und sei es durch — — ja, durch was sollte die Erlösung kommen?

Sie nahmen ein Auto. Doktor Mettmann sprang auf den Anhänger einer Elektrischen.

Im Wagen ließ es sich gut plaudern. Der Rittmeister war ein großer Bewunderer des Sports.

„Wenn man bedenkt, was wir aufbieten müssen, ehe unsre Leute stehen und gehen können, nun gar, bis sie nur erst fest auf ihrem Gaul klemmen — es sind doch dolle Menschenkinder, für die die Gesetze der Schwere aufgehoben sind — solche Radler, oder Springer oder Kunstläufer. Viele riskieren Herz und Lunge und Leben."

„Es verroht," warf Frederik ein.

„I — sachte," meinte der Rittmeister. „Es sind höllisch kühne Kerle. Die Welt hat ja in keiner Zeit ihres Bestandes ohne Gaukler und Sportfexe auskommen können."

„Sie schonen immerhin dabei ihren Geist."

Frederik hatte eine Abneigung gegen Menschen, denen die leichtherzige und tumultuarische Gunst der Menge zuflog.

„Wonnig," rief die Isa. „Solche absoluten Könner, die alle Abende ihres Lebens ein paar tausend Zuschauern den Atem versetzen. Und dumm sehen die schon nicht aus, Herr Assessor, die über solche Spannkraft und Kaltblütigkeit verfügen."

Das hätte ich sagen müssen, ich, — dachte Hedda, weit in ihre Ecke zurückgelehnt. Denn mich geht es an. Aber ich schweige.

Sie drückte die Lippen zusammen. Das Versteckspielen mußte ein Ende nehmen.

Der Wagen hielt. Sie fanden im oberen Rang einen Tisch, dicht an der Brüstung. Ringsum schwangen sich die Konturen der ungeheuren Halle, dieses Ovals, das von Tausenden elektrischer Lampen wie von einer sprühenden Juwelenkette eingefaßt war. Taghell überleuchtet lag da unten die flimmergraue Eisfläche. Die Tischchen in beiden Rängen waren dicht besetzt. Auf jedem Tisch noch eine Ständerlampe mit rotem Seidenschirm: wie Riesengewinde von Flattermohn schwangen sich diese Farbenflecke um die Saalbarrieren. Dazu spielte das Orchester seine schwül-

schwülstigen Operettenmelodieen. Auf dem Eise lief noch ein mehr bürgerliches Publikum, Pärchen, beschauliche Einzelne, ganze Trüppchen ineinander verschränkt. Wenigen nur sprühte die Lust an dem rhythmischen Schweben aus den Augen. Die meisten liefen nüchtern dahin, so wie sie auch ihre Geschäfte betreiben mochten, ernsthaft gemessen und humorlos. Unter freiem Himmel, draußen in der Schneeprickelluft — das war wohl eine andre Sache.

Hedda achtete gar nicht auf die Einzelnen. Sie empfand das ganze Bild als zauberhaft. Da flimmerte mitten auf dem Eise eine Festung aus kristallklaren Blöcken, man brauchte sie später für die Feerie der Kunstläufer. Hedda studierte das Programm. Sie freute sich sogar auf Ottos Nummer. Er würde so schön aussehen in irgendeinem phantastischen Kostüm. Starke Parteinahme regte sich in ihr, nicht nur für den Bruder; für alle, die volle Kräfte einsetzen. Der Marathonläufer beschäftigte sie, der Diskuswerfer — die hatten hohe Künstler begeistert. Und Meunier hatte durch sein ganzes Lebenswerk die Arbeit verherrlicht; Wucht und Ernst und Würde, dieser reinen Muskelarbeit, der die überwältigende Mehrzahl der Menschen dient.

Hedda sah auf das angenehme, männliche Gesicht des Rittmeisters, den seine bewegliche Braut auf pikante Erscheinungen und verblüffende Toiletten aufmerksam machte. Die beiden plauderten und lachten viel. Isa war übermütig, als hätte sie Sekt getrunken. Sie fühlte sich überlegen dieser ganzen Umgebung von Leuten, die sich an Bier und kompakten Fleischspeisen stärkten, und die damit prunkten, daß sie Namen und Leistungen dieser Eisläufer am Schnürchen wußten. Man hatte auch nach hier und dort Grüße gewechselt, und Doktor Mettmann war gekommen und hatte den freien Stuhl neben Hedda eingenommen. Er war doch ein feiner Beobachter und Mitempfinder, wie es oft solche Junggesellen sind, die sich Verlöbnis und Ehe nur aus der Vogelperspektive anschauen.

Das Fräulein von Mellenthien tat ihm leid, seitdem er sie an ihrem Verlobungstage so im schwebenden Glücksrausch gesehen hatte, die kleine, korrekte, seelenruhige Hedda. Er sah auf des blonden Frederiks feines, blasiertes Gesicht. Der

betrachtete sich durch den Zwicker die komische Menschheit da unten, für die der Tag zwölf Arbeitsstunden hat; die immer nur tun, was der Erwerb ihnen vorschreibt. Frederik wußte selber nicht, wie stark sich diese Befriedigung in seinem Lächeln spiegelte, und er fühlte nicht den finsteren Blick, den seine Braut auf ihn heftete.

Oho, dachte Mettmann, da ist etwas stark in Unordnung, scheint mir.

Aber gleich darauf bemerkte er, wie dieser Blick sich erweichte, wie die kleine Hand im bräunlichen, dänischen Handschuh sich auf Frederiks Arm legte; wie in den hellen Augen, über die die dunkeln Wimpern ihren feinen Schatten senkten, Weichheit und Zärtlichkeit aufblühten.

Armes Kind! dachte Mettmann. Du gibst mehr, als du je zurückerhalten wirst.

Seitwärts sah er, wie Frederik den Musketärhandschuh leise verschob, um die warme Haut des jungen Armes zu berühren. Und Mettmann rätselte darüber, während er angelegentlich da unten die vier Läuferpaare in blaßlila Samt und silbergrauem Trikot beobachtete — ob die Zärtlichkeit Frederik Jürgens' aus dem Herzen käme — oder ob sie nur ein galantes Mätzchen wäre.

„Lutz Einhardt — Biermann — Sekurius — Weber, Otto Weber —"

Wer schrie doch nur die Namen?

Hedda fuhr aus ihrer Träumerei auf. Viele Herren im unteren Rang standen und applaudierten, schrieen ihre aufpeitschenden Bravi. Der Wettlauf hatte begonnen, der Clou des Nachtspiels. Alles, was das Pumpwerk, Lunge und Herz, nur hergeben wollte, setzte diese Jugend ein, im Rasen um den Erfolg. Da hinten hinauf, in den Stahlschuhen die hohen Stufen der Eisfestung, hinab über die glitzernden Blöcke, und nun die Bahn um dieses Riesenoval, wieder und wieder, vornübergebeugt, entlang die mit Fähnchen abgesteckte Trace, die jugendlichen Gestalten im knappen Sportdreß; ein Dutzend, vielleicht noch mehr, weit ausgreifend, fliegend mehr als laufend.

Die Musik spielte einen Tschardas, so eine rassig-bacchantische Hetzmusik, und die Leute im Publikum, manche

Sportmen und Sachverständige darunter, jubelten ihre Begeisterung heraus: „Weber — Sekurius — — nö, Weber is vorne — nu wieder Sekurius!"

Hedda stand steil aufrecht an der Brüstung, beide Hände auf ihr Herz gepreßt. Sie hatte Otto gleich erkannt, den prächtigen Jungen im gelb und weiß gestreiften Seidentrikot. Angst und Lust zitterten in ihr, und sie vergaß ihre ganze Umgebung, vergaß ihren Verlobten und ihre bisher so eng eingeschlossene Welt.

Der Kampf wogte zwischen Weber und dem schwarzen, kleinen Sekurius in seinem blutroten Sweater. Der war wie eine zähe, magere Katze, der ließ nicht locker.

„Avanti — vorwärts — nu jib's ihm, Weber!" schrieen die Enthusiasten.

Und Hedda riß die Rosen aus ihrem Gürtel und warf sie in weitem Schwunge ihrem Bruder zu. Der war schon weit voraus, aber irgend etwas schien ihn zu verwirren. Er wurde unsicher, schwankte mit gebreiteten Armen, und fiel vornüber in die Kniee.

Das Publikum blieb stumm vor Schreck, die Läufer hielten inne, die Musik brach ab. Nur da oben, wo die eleganten Leute in abgesonderten Logen saßen, schrie eine gellende Frauenstimme: „Otto — Otto — Bruder, ich komme!"

Hedda wollte sich durchdrängen, heraus in den Gang, aber Frederik hielt sie mit eisernem Griff fest. Aller Blicke lagen auf den beiden. Ihre Augen brannten feindselig ineinander. In der Nebenloge sagte eine fette, phlegmatische Stimme: „Gotte doch — en ganz gewöhnliches Manöver — da rennt er ja schon wieder — un nu is er durchs Ziel geschossen. Achtundzwanzigste Runde — noch zweie, dann ist der Klimbim für heute ex!"

Hedda fand sich im Gang neben Doktor Mettmann, der eiserne Griff hatte plötzlich von ihr abgelassen. Mettmann hatte den Arm stützend um die halb Ohnmächtige gelegt. Frederik war nicht zu sehen. Mettmann blickte finster auf das Logentürchen, aber das blieb geschlossen. So führte er die mühsam Schreitende hinaus aus dem lebendurchpulsten Palast, und sie atmeten beide auf, als die herbe Luft der Vorfrühlingsnacht ihre heißen Gesichter umstrich.

„Darf ich?" Mettmann sprang in das Auto, Hedda lehnte schweratmend im Fond.

„Gott sei Dank," sagte sie und griff sich Mettmanns Hand. „Gott sei Dank, nun bin ich mein Geheimnis los. Der Otto Weber ist mein Bruder; und ich bin aus armem Stande, ungebildete Leute waren meine Voreltern; die Mutter lebt und hat mich lieb, und in der ganzen Welt brauche ich nichts, nichts mehr zu verstecken."

Es klang wie unterdrückter Jubel in Heddas Stimme, aber dann kam der Rückschlag in einer Tränenflut. „Befreit, Doktor, endlich befreit!"

Sie drückte, ohne es zu wissen, stark und fest Mettmanns Hand, und der dachte: Um Gottes willen, wo steckt denn nur Jürgens — und über mich braust das starke Gefühl dieser jungen Seele hin. Wie müßte es lieben können, ganz aus dem Vollen, dieses unbedeutende, kleine Fräulein von Mellenthien.

An der Haustür küßte er die kühle Hand; er hätte gern Stirn und Mund dieses schönen Mädchens geküßt, und Hedda sah mit ganz frohen Augen auf und sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie in dieser Stunde neben mir waren, Doktor, Sie sind ein herzensguter Mensch."

⊕ ⊕ ⊕

In der Nacht saß Hedda auf dem Bett ihrer lieben Mama. Die Beichte löste Tränenströme bei der Majorin aus. „Daß du nicht weinst, Kind, ist so wunderbar — denn das verwindet Jürgens nicht, der Kleinliche, der Übervorsichtige — und nun ist alles wieder in Frage gestellt."

Die Dame saß in ihren Kissen aufrecht und zitterte vor Aufregung, von Heddas Armen umschlungen.

Aber die Arme ließen los. „Nichts ist in Frage, Mamachen, alles ist klar und entschieden."

Sie zog ihren Verlobungsring vom Finger und legte ihn mit spitzen Fingern auf das Nachttischchen. Freilich das leise Klirren des Goldes auf der Marmorplatte, das würde sie nie vergessen.

„Kind, warte doch nur ab — er kehrt dir zurück — nichts übereilen," sagte die Majorin. „Nichts übereilen, um Gottes willen, was man vielleicht ein Leben lang bereuen würde."

Aber Hedda lächelte mit gefurchter Stirn und ihre Mundwinkel senkten sich.

„Er hat mehr Menschenfurcht und Eitelkeit als Liebe," sagte sie leise, „er hat eine so künstliche Gefühlswelt, und ich bin einfach. Er kommt nicht wieder, Mamachen, verlaß dich darauf, und wenn — er fände die Tür verschlossen."

„Du bist doch ein ganz andrer Mensch geworden, Hedda," klagte die Majorin, und Hedda nickte ernsthaft.

„Und der Doktor hat dich hergebracht?"

„Ja — der war neben mir in der stärksten Stunde meines Lebens."

Da legte sich Frau von Mellenthien in die Kissen zurück und das wunderliche Mutterherz spann bereits neue Träume.

⊕ ⊕ ⊕

Hochsommerabend. Im Café „Germania" war stille Zeit. Die Kellner lehnten elegisch an den Wänden, blickten gähnend in Zeitungsblätter und waren doch von der Hitze zu schlaff zum Lesen. Die paar Provinzler konnten die Lücken der Stammgäste nicht ausfüllen.

Nur wenige Tische waren besetzt, aber in ihrer gewohnten Ecke saßen Frederik Jürgens und Doktor Mettmann.

Jürgens war hager und gebräunt. Er hatte sich im Frühling mit großer Ausdauer die Ausgrabungen auf Korfu angesehen, war an den Rivieraplätzen herumgebummelt und kam eben vom Matterhorn. Das heißt, er war unten in Zermatt geblieben und hatte über den Bergsport philosophiert, während er durch ein Zeißperspektiv die Menschlein beobachtete, wie sie an den weißbeschneiten Schroffen kaum sichtbar aufwärts rückten. An Mut hätte es ihm sicher nicht gefehlt, sich selbst zu exponieren; aber er haßte Hitze und Schweiß und eigentlich auch schon das Echauffement der Seele. Jetzt mehr als je.

„Sie lassen sich, weiß Gott, das Leben sauer werden, Jürgens," sagte Mettmann und sah dabei scharf durch seine goldgefaßte Brille, „nun werden Sie wohl aber genug vom Wandern haben."

„Doch nicht," sagte Frederik gedehnt und strich den weißen kleinen Aschenkegel seiner Zigarette ab, „ich habe für ein

rundes Jahr Urlaub genommen. Ich gehe vermutlich bald nach New York und Chicago, das ganz große Bankenwesen studieren."

„Allein?" fragte Mettmann leise.

„Bitte, wenn Sie mich begleiten wollen?"

„Sie wissen ganz gut, wie ich es meine, Jürgens. Nein, brausen Sie nicht auf. Ich spreche in eigener Sache — Herzenssache. Haben Sie sich seit jenem Abend im Sportpalast nicht mehr um das Fräulein von Mellenthien bekümmert?"

Frederik rückte unruhig auf seinem Stuhl. Sehr sonderbar, ihn so zur Rede zu stellen; eigentlich völlig unstatthaft — aber freilich, wenn hier etwa Mettmanns Herz beteiligt wäre?

Er sah sich den Mann an, als sähe er ihn zum ersten Male: ein großer, breitgefügter Herr, dunkel und nicht mehr in erster Jugend. Mettmann stand in hoher Geltung unter Presseleuten und in einer ausgedehnten Gesellschaft der intelligentesten Kreise. Er trat seinem Einkommen entsprechend auf und war bisher mit Passion, oder mindestens mit Gleichmut, Garçon geblieben. Und nun — —

„Ich bin im Mai in England gewesen," fuhr Mettmann fort, „auf dem Rückwege machte ich in Jürgensfelde Station. Sie wissen, unsre Zeitung vertritt die großen Industrieinteressen. Ihr Herr Vater nahm mich sehr liebenswürdig auf, ich habe die großartig ausgestaltete Schöpfung — — übrigens ein Prachtmensch, Ihr Vater — tja — — und danach fuhr ich — —"

„Ich verstehe Ihr Stocken nicht, Mettmann, Sie sind doch sonst wahrhaftig nicht zimperlich," sagte Jürgens, offensichtlich in nur mühsam zurückgehaltener Gereiztheit, „danach — nehme ich an — fuhren Sie die paar Kilometer weiter, zum Herrn Pfarrer van Noorden, der jetzt, auf seine jahrzehntelangen ostafrikanischen Erfahrungen gestützt, Frauen für den Dienst in den Kolonieen einschult. Ich bin genau darüber unterrichtet, daß das gnädige Fräulein dort ihre ‚Studien' macht, und daß mein Vater sie dort mehrfach aufgesucht hat. Mein alter Herr hat nämlich erst ein Interesse für diese junge Dame gewonnen — mir scheint, ein sehr starkes — seitdem sie mir den kleinen Goldreif zurückgeschickt

hat. Sonst pflegt so ein Ring als erstes Glied einer unzerreißbaren Kette zu gelten —" Jürgens war von flackernder Röte überflogen und er fuhr verärgert fort: „Ein kluger Schachzug dieser kleinen Hedda; sie wußte genau, daß sie mir nur zuvorkam. Und dorthin gerieten Sie so ganz zufällig, oder interessiert sich Ihr Blatt auch für den Pfarrer van Noorden?"

„Nicht zufällig kam ich hin," sagte Mettmann mit schwerer, tiefer Stimme, „ich wußte durch die Mutter —"

„Durch welche der Mütter?" fiel Jürgens schneidend ein. Es empörte ihn, daß der Vater und daß dieser Herr, der anspruchsvoll Frauen gegenüber war, so viel Wesens aus Hedda von Mellenthien machten.

Hatte sie ihn nicht indirekt betrogen, die schöne Hedda? Von der er noch immer gelegentlich träumte, deren Bild noch in seinem Zimmer stand, zwischen den Blumenkübeln unter der ewigen Lampe? Zuweilen klingelten auch noch die silbernen Halfterketten, aber matt, wie aus weiter, weiter Ferne.

„Die Damen sind zusammen in einem kleinen Ostseebade," berichtete Mettmann. „Frau von Mellenthien nahm Heddas Mutter mit, die angegriffen ist, schwer überarbeitet. Die Frau ist rührend leise und bescheiden, und Hedda ist glücklich über diese Gestaltung."

Hedda? Was fiel dem Menschen ein?

„Sie haben gute Chancen bei dem gnädigen Fräulein?"

Frederik wußte wohl selber nicht, wie scharf und gehässig sein Ton klang.

„Leider nein," sagte Mettmann mit feuchtem Glanz in den Augen. „Sie ist glücklich in der angespannten Tätigkeit aller ihrer Tage. Und glücklich, daß der Bruder ein Technikum besucht und später in den Werken Ihres Vaters —"

„Ein sauberer Herr mit seinem Trick," fiel Frederik ein.

Aber auch da widerlegte ihn Mettmann mit seiner unerschütterlichen Ruhe.

„Nein, Jürgens, er ist wirklich verwirrt gewesen, wie da oben das schlanke Fräulein an der Brüstung stand und ihm zulachte. Es ist ihm gewesen, als hätte eine unwiderstehliche Kraft seinen Blick abgelenkt. Solche Dinge gibt's. Jeder erlebt wohl mal solchen Augenblick. Denn die Seele ist nicht

auf glattes: zweimal zwei gleich vier — eingestellt. Hat ihm auch keiner den Preis oder die Ehre des Kampfes streitig gemacht."

„Nun — und das gnädige Fräulein selber, lieber Mettmann, da Sie doch so au fait sind?"

„Ich sah sie zuletzt in dem Birkenwäldchen, in das der van Noordensche Garten ausläuft. Mai — Jürgens, und die weißen Stämme trugen ihr lichtes Flüsterlaub. Und da stand das schöne Kind vor mir und gab mir einen Korb, den einzigen, den ich mir in meinem Leben geholt habe. Aber so liebevoll stand sie vor mir, Jürgens, mit ihren zärtlichen Augen, und preßte meine großen Hände in ihren kleinen. Vom zwölften Jahre an hat sie ihre Last getragen — und ist nun frei. Frei wie die Luft — sagte sie mit einem Jubellaut. Es gibt nämlich Frauenwesen, lieber Jürgens, die brauchen uns nicht."

„Wieso denn uns?" fragte Frederik mit rauher Stimme.

Mettmann drehte den Ring an seinem Finger und sah nicht auf. „Tja — das ist schwer zu sagen. Die von uns, die eine Unter- oder Überbilanz im Blute haben; oder die sich in ihren bunten Tagen schon zu stark ausgaben oder die aus sich heraus nicht viel zu verschenken haben — die mit allzuscharfen Augen das mancherlei Häßliche unterm Mond erspäht haben. Lieber Himmel, ich weiß selber nicht recht — — In vielen dieser Mädchen heut steckt eine starke Energie, ein starker, auf Leistung gerichteter Idealismus. Sie müssen nur erst ihren Weg gefunden haben —"

„Aber Mensch," rief Jürgens, „ich kenne Sie nicht wieder. Wo bleibt der Froniker in Ihnen?"

„Es bleiben ja so viele Dinge, die man — sogar mit Anstand — ironisieren darf."

Die beiden Herren standen schon auf der Straße, bereit, sich zu trennen. Da sagte Mettmann noch: „Die Bestellung Ihres Vaters hätte ich ja beinahe vergessen. Er trug sie mir auf, falls ich Sie eher sehen würde als er. Der Herr Papa sagte wörtlich: ‚Der Hedda von Mellenthien habe ich unrecht getan. Die braucht gar kein goldenes Stühlchen. Für mich hat die von Naturanlage ihr Wolkenthrönchen.'"

Das ungeschriebene Recht

Herta Ebeling schritt unter dem herbstlichen Mittagslichte rasch und fröhlich dahin, so recht mit bewußtem Genusse. Es blieb ihr vor Tisch gerade noch Zeit für diesen Umweg durch das Stadtwäldchen.

Die hübschen Anlagen vor dem Winzinger Tore hatten noch vor etwa einem Jahrzehnt in die freie Landschaft übergeführt. Jetzt zogen sich da, zwischen Rasenplätzen und Baumalleen, die Villenstraßen einer ganzen neuen Vorstadt hin.

Die Ebelings hatten ihr altes Familienhaus mitten in der Stadt, am Marktplatze. Es prunkte mit Spitzbogenfenstern und einem hochgereckten Giebel. Es sah durchaus nach angesehenem Bürgerpatriziat aus.

Jetzt aber, neben den luftig lichten, neuzeitlichen Häusern, kam es Herta recht winkelig und unbequem vor.

Seltsam, bis vor zwei Jahren, solange der Vater sich mit seinem knapp bemessenen Beamteneinkommen hatte einrichten müssen, hatte er sich immer an dem Plane erfreut, später einmal das alte Haus zu verkaufen und sich hier draußen anzubauen. Risse und Fronten in Menge hatten sie miteinander gezeichnet. Ganz verschwenderisch waren sie mit Loggien und Veranden umgegangen, denn das Haus sollte nach allen vier Seiten im Grünen liegen. Man war doch schließlich kein Spinnengeschlecht, das sich nur in dunklen Winkeln wohlfühlt. Das waren damals fröhliche Luftschlösser gewesen.

Aber seit Urgroßmutters Tode, seitdem der Vater den stattlichen Vermögensbesitz angetreten hatte — leider erst in späteren Mannesjahren — waren die schönen Pläne eingeschlafen, und der Vater lebte weiter so eng und beschränkt, wie er das vorher gewöhnt gewesen war.

Nur daß er Walters Schulden bis auf den letzten Pfennig

bezahlt hatte. Ja, und ihr selbst hatte er den Vermögensteil übertragen, den Kinder sonst erst nach der Eltern Tode erhalten.

An alledem trug wohl der furchtbare Chok mit Walter die Schuld. Wenn ein Vater nur einen — solchen Sohn hat, und der Prachtjunge geht so vor die Wicken! Seitdem war der Vater erschüttert bis in die Grundfesten. Die draußen wußten es nicht so, denn Vater hatte sich ja stark in der Gewalt. Ein Staatsanwalt mit einem durch und durch gerüttelten Nervenleben, das reimte sich absolut nicht.

Herta seufzte und dann spähte sie aufmerksam, immer gemächlich auf dem gelb bekiesten Fußweg weiterschreitend, vor sich hinaus.

Der Himmel glänzte in herbem, grünlich schillerndem Blau. Die Bäume fingen an sich stark zu lichten. Rotgolden und fahlgelb leuchtete das Buchen- und Ahornlaub. Ein leichter, beharrlicher Wind ließ Blätter über Blätter niederkreiseln. Zur Seite, auf den langgestreckten Rasenflächen, hatte sich das tote Laub in dickem Polster niedergelegt. Das mußte rascheln und rauschen — dachte Herta — wenn man da hindurchschritte und so ein bißchen heftig mit den Füßen loswirtschaftete. Aber das tat man natürlich nicht. Man blieb auf dem geraden, ordentlichen Wege; das gehörte sich mal so.

Vom Stadtwäldchen war nur noch ein großes Geviert übrig geblieben, das scharfe junge Augen einigermaßen überblicken konnten.

Auf der westlichen Grenze lagen die neuen Kliniken, ein breit hingelagertes Hauptgebäude, von Pavillons, Baracken und Verwaltungsgebäuden umgeben. Die Sonne lockte sprühende Lichtblitzchen aus den Scheiben der langen Fensterreihen. Das sah alles so rüstig und lebenstüchtig aus, als riefe es den Kranken schon von weitem entgegen: Fürchtet euch nicht!

Hier würde sie Mevissen begegnen und darum war Herta tiefinnerlich froh.

Sie lächelte. Man lebte nicht ungestraft in einer Mittelstadt, in der sich alles kennt, was zur „Gesellschaft" gehört. Sicher würden ihre Mittagsgänge schon bemerkt und bekrittelt worden sein. Bei Senator Webers hatte man neulich von ihrem starken „Faible" für Mevissen gesprochen.

Gott ja, alle ihre Gedanken drehten sich jetzt um den Professor, nur daß dieses „Faible" eine ganz starke Energie in ihr war.

Liebe? — Gott, Liebe — eine so abgeleierte Formel für einen ewig variablen Begriff. Hohes Lied — Romeo, Asra — — Herta lachte gutmütig spöttisch vor sich hin. Fürchterlich enge Köpfe schienen ihr alle die Liebegirrenden.

O nein, sterben würden sie nicht; sie nicht und Ludwig Mevissen auch nicht, wenn sie sich etwa wieder aus den Augen verlören. Dazu war die Tafel des Lebens für die „Intellektuellen" zu reich bestellt.

Aber schön war es doch, sich so auf der Mittagshöhe entgegenzuschreiten; schön, eine Erhöhung des gesamten Lebensgefühls.

Sie paßten so gut zusammen: er, der scharfsinnige Psychiater und sie, der er ein feines Gefühl für Seelenvorgänge beimaß. Beide reife Persönlichkeiten und beide unabhängig in ihrem Besitzstande. Warum sollte sie ihm denn nicht frei entgegenschreiten, eine schäbige Versorgung suchte sie ja doch nicht.

Und diese große Beziehung zu Ludwig Mevissen, zu Vaters Arzt, war so jung, so frisch. Sie kannten sich erst seit den vier Wochen, seit sie von Berlin zurück war. Hatten sich gleich vom ersten Tage an beachtet, vielleicht weil sie beide stattlich gewachsen waren und gelassen ihren Weg schritten. Gegensätze zögen sich an? — ach, bewahre, man ist viel besser auf eine gemeinsame Tonart gestimmt.

Sie lachte. Herzen finden sich, Herzen und Sinne, und das Räsonnement hinkt nach.

Da sah sie ihn. In der Mitte der Allee trafen sie sich, ihre Augen lachten sich frohsinnig entgegen. Beide streckten zugleich die Hände aus und beide empfanden dabei die kleine, flatternde Unruhe in ihren Herzen.

„Ich darf doch ein Streckchen mitgehen?" fragte Mevissen und schritt bereits an ihrer Seite, wie schon seit ein paar Tagen. Und sie antwortete: „Wenn es Ihre Zeit erlaubt" — und wußte doch genau, daß auch für ihn dies Nebeneinanderschreiten den Höhepunkt des Tages bedeutete.

Er war groß und fast hager, mit den feinen, festen Zügen

des Norddeutschen; hatte scharfe helle Augen, den eindringlich suchenden Blick seines Metiers. Bisher war ihm alles im Leben glatt gegangen, denn er stammte aus gutem Hause und hatte von Natur einen sicheren Takt und vorzügliche Gaben.

Nun schritt da neben ihm dieses prächtige Mädchen, just so, wie er eine Frau brauchte. Noch heute wollte er um sie werben, aber nicht hier in der nüchternen Mittagshelle der offenen Straße.

„Darf ich heut abend zu Ihnen kommen, etwa zur Teestunde?" Seine Frage klang so bedeutsam, daß Herta nur mit verhaltenem Tone antworten konnte: „Gewiß, und auch Vater wird sich ehrlich freuen."

Dann glitten sie, langsam schreitend, in andre Gespräche. Ob sie gern aus Berlin von ihren Musikstudien heimgekehrt sei, fragte er.

„Ich möchte diese Berliner Zeit nicht missen, in der ich so viel aufgenommen habe. Aber ich habe mich auch immerzu nach Vater gebangt — immer schwebte er mir als krank vor." Sie hätte gerne zugefügt, „als gemütskrank" — aber das Wort wollte ihr nicht über die Lippen.

„Ihr Vater ist eine eigenartige Natur," sagte Mevissen langsam. „Er nimmt das Leben schwer. Vielleicht ist für solche Naturen das Amt des öffentlichen Anklägers zu lastend, zu voll von Erregungen. Sehr fein, sehr gewissenhaft ist Ihr Vater, ein Grübler."

Mevissen sah mit zusammengepreßten Augen weit hinaus in die Ferne, wie seine Art bei scharfem Nachdenken war. Dann fuhr er fort: „Ich teile nicht die Ansicht vieler Kollegen, die jede Besonderheit auf das Pathologische hin unter die Lupe nehmen. Menschen sind doch nicht gleichartige Fabrikware. Ihre Entwicklung ist denn doch in hohem Maße durch ihre Lebensumstände beeinflußt. Und auch, wie wir uns mit unsern Lebensumständen abzufinden wissen —"

„Ich weiß nicht," fiel Herta hastig ein, „ob Sie das Furchtbare gehört haben. Mein Bruder Walter, er war jünger als ich, ein blutjunger Leutnant — erschoß sich, Ehrenschulden halber. Vater konnte ihm nicht helfen. In der gleichen Nacht starb meine Urgroßmutter. Sie war über neunzig und lebte

in unserm Hause — oder vielmehr, wir in dem ihren. Wäre sie ein paar Stunden eher gestorben, dann war Walter gerettet. Darüber kommt Vater nicht fort, nie — nie!"

Selbstverständlich hatte Mevissen davon gehört, von allen Seiten und mit allen Ausschmückungen, die ein so seltsames und tragisches Ereignis in der Phantasie eines engbegrenzten Gesellschaftskreises auszulösen pflegt.

„Ich verstehe nur nicht ganz," begann er zögernd, „wie Sie, bei Ihrem ganz einzigen Verhältnis zum Vater, so schnell fortgehen konnten. Aber allerdings, Sie brauchten wohl selbst Ablenkung, die ein Menschenkind wie Sie immer am ersten in Arbeit und ernsthaften Studien finden wird."

„Vater verlangte es ganz unbedingt. Auch seiner selbst wegen. Jede Gesellschaft erregte ihn, sogar die meine. Vater hat zu allen Zeiten viel Einsamkeit gebraucht, viel Zwiesprache mit sich selbst. Wenn Schatten auf der Berliner Studienzeit lagen — später, als meine Nerven anfingen, sich zu beruhigen — dann war es immer der Gedanke an den einsamen Mann in dem finsteren, winkligen Hause. Sehen Sie sich so ein hübsches Wohnhaus an, so ein leichtfertiges Villachen," fuhr sie lebhafter fort, „da schaut die Natur und lacht das Leben zu allen Fenstern herein. Aber bei uns —"

„Das Leben wird Sie schon aus dem alten Hause herausholen," sagte er munter und fragte dann, um sie vollends aus der schwermütigen Rückschau zu lösen: „In Berlin haben Sie sich natürlich, als ein kluges, modernes Fräulein, viel mit der Frauenfrage beschäftigt?"

Sie lachte. „Da haben Sie leider eine zu gute Meinung von mir. Ich bin ein großer Egoist, und für mich gibt es vorläufig nur eine Hertafrage. Schon unter meinen Studiengenossen auf der Hochschule sah ich so viele — auch sonst auf andern Gebieten — die sich mit zu knappen Talenten abplagten, so viele aussichtsarme Existenzen. Bei mir wieder war es zu spät geworden, das Technische holt sich niemals nach. Vater hatte mir den Wunsch nicht eher erfüllen können. Aber gelernt habe ich doch eine Menge. Ich zergliedere Ihnen eine achtstimmige Fuge — das kann sich neben der feinsten Sezierarbeit von Mediziners Gnaden sehen lassen."

Er hörte ihr so gern zu. Sie war für ihn ein ganz und

gar wertvoller Mensch. So urgesund, daß sie sich bei jeder schweren Stimmung am Schopfe packen und höchstselbst aus dem Sumpf der Trübsal herausheben konnte. Geradeso war sie, wie er sich seine künftige Frau ersehnte.

Sie waren, gelegentlich Grüße mit Vorübergehenden tauschend, durch lebhafte Geschäftstraßen gegangen. Nun bogen sie in die schmalere und stillere Johannisgasse ein, die in gerader Linie auf den Marktplatz zuführte.

Schon von weitem war ihnen das Geräusch des Pflasterns entgegengeschallt, das helltönige Einrammen der Steine im gleichmäßigen Dreschertakt.

„Sehen Sie sich, bitte, mal das Kerlchen rechts an," raunte Mevissen.

„Entsetzlich!" flüsterte Herta schaudernd, als sie, im Bogen ausweichend, an den vier Arbeitern vorüber waren.

„Ja," sagte Mevissen ganz behaglich, „der ist schon ein paarmal unser Gast gewesen. Sie glauben gar nicht, wie einförmig die Leutchen sind, die man uns zur Beobachtung bringt. Nur eine kleine Reihe allerdings markanter Typen."

„Dieser ist mir schon öfter aufgefallen," rief Herta, „wie ein Skelett ist der Mensch, ein Affenschädel, und das Haar bis auf die Haut geschoren; dazu der schielig spitze, feindselige Blick."

„O ja," sagte Mevissen, „Monsieur Rottmann ist ein Musterexemplar dieser sozialen Schädlinge. Und putzsüchtig, wollen Sie's glauben! Als er bei uns zur Beobachtung war, fiel ihm eine kleine Erbschaft zu, vielleicht seit Jahren der erste rechtmäßige Besitz. Sofort verwandelte er sich in einen Dandy. Sie glauben nicht, wie doppelt scheußlich der Raubvogelkopf über dem steifen, hohen Kragen und mit dem Monokel von Fensterglas aussah."

„Wie schreckliche Dinge Sie da oft vor Augen haben!"

„Nun, man hat ja auch zur Erholung manches sehr, sehr Reizende vor Augen."

Sie hatten ihre Schritte verlangsamt und standen nun still, wie auf Verabredung. Auf den lebhaften Marktplatz traten sie nicht zusammen, sondern trennten sich an der stillen Ecke. In ein paar Tagen würde das ja anders sein.

Herta lief das letzte Streckchen ganz flink, und es war ihr angenehm, zu hören, daß der Vater noch nicht zu Hause sei.

Den umgab sie mit so fürsorgender Liebe, daß sie ihn nicht einen Augenblick hätte warten lassen mögen.

Sie waren ganz ungemein gute Freunde. Als sie noch ein kleines Mädchen gewesen, hatte er sie schon wie einen guten und vernünftigen Kameraden behandelt. Niemals hatte er ihre kindischen Unarten gestraft. Er hatte sie einfach ihrem Unrechte objektiv gegenübergestellt. War sie so ihr eigener Richter geworden, dann hatte er auf mildernde Umstände plädiert. O ja, eine gute Saat hatte er in ihr Herz gesenkt, die stand jetzt in voller Liebesblüte.

Durch das Haus klang das scharfe Schragen einer Säge, dazwischen Hammerschlag.

„Lüdicke ist oben," berichtete das Stubenmädchen und nahm ihrem Fräulein Hut und Jäckchen ab.

„O, das wird Vater freuen," rief Herta lebhaft, „er wartet schon mit Ungeduld auf das neue Regal."

Sie trat in das Eßzimmer, wohin der Handwerkslärm nicht drang, ordnete vor dem Spiegel das volle braune Haar, reckte sich in den Hüften und lächelte ihrem Bilde zu. Sie konnte Mevissen wohl gefallen, meinte sie; das feste Oval, die vom Gange erfrischten Farben und die dunkeln Augen, aus denen schnelles Erfassen und heiteres Verstehen sprachen: leben war eine gute Sache!

Und dann erblickte sie durch das Fenster den Vater, der quer über den Marktplatz auf das Haus zuschritt. Er spähte schon zu ihr empor, und sie winkte ihm fröhlich zu. Ganz, ganz anders war Vaters Gang, seit sie zurück war; straffer, aufrechter. Wie hatte sie ihm gehorchen, wie hatte sie ihn damals so lange allein lassen können! Wie sollte das werden, wenn ich heirate, fuhr es ihr durch den Sinn, auch wenn man zu dritt hausen wollte. Keiner von den beiden Männern paßte an die zweite Stelle. Und nun Mevissen — sie fühlte genau, daß er ganz und gar mit einem feinen, diskreten Egoismus gepanzert war, in den er seine Frau mit einbegreifen würde, aber sicher keinen Dritten. Das lag so in seiner gelassenen, reserviert norddeutschen Art.

Aber sie faßte sich mal wieder selbst beim Schopfe, und so saßen sich Vater und Tochter am Eßtische gegenüber und bedienten und umsorgten sich wie ein junges Ehepaar.

Herta berichtete mit großer Lebhaftigkeit über ihren Vormittag. Sie wußte schon, daß der Vater, während sie erzählte, rein in der Zerstreutheit reichlicher aß, was Mevissen für dringend nötig hielt. Dann lagen Ebelings dunkle Augen, im schmalen, scharfgeschnittenen Juristengesicht, mit stiller Herzensfreude auf ihr.

Sie erzählte auch von der Begegnung mit Professor Mevissen. Da griff er ihre Hand über den Tisch weg mit festem Druck, so daß sie tief errötete.

„Ich verlasse dich nie mehr," sagte sie innig.

Und er: „Das wäre gegen göttliche und menschliche Vernunft."

„Es ist ja noch nicht so weit," sagte sie beklommen und fragte nach einem Weilchen, ob er den Pflasterer Rottmann kenne.

„Den habe ich schon öfter beim Schlafittchen nehmen müssen," sagte Ebeling. „Der hat mehr Zeit hinter eisernen Gardinen verbracht als in der Freiheit. Ein feiger Schuft, mehr Hyäne als Löwe. Dabei gerieben — aber schließlich fallen sie ja doch immer 'rein. Er steht unter Polizeiaufsicht und ist also mit seinen Talenten auf unsre gute Stadt angewiesen."

Der Staatsanwalt zog die Stirn kraus und starrte gedankenverloren in sein Weinglas.

„Weißt du, Väterchen, ich hätte geringe Anlage zum Verbrecher!" rief Herta und streckte beide Arme von sich, wie um sich von einer widrigen Zwangsvorstellung zu befreien. „Ich würde das Geständnis gleich nach vollbrachter Tat in alle Winde schreien, 'raus müßte es, los müßt' ich's werden. Und wären keine Menschen da, dann müßten es mir die Bäume abnehmen, die freie Luft — oder meinetwegen Mariechen Luftkind."

Der Staatsanwalt lächelte versonnen vor sich hin. „Wie war das doch mit Mariechen Luftkind?"

„Das war nun so ganz unsre süße Mama," sagte Herta mit ihrem zärtlichsten Lächeln. „Wenn ich mich allein fühlte oder langweilte, als kleines Mädchen, dann wollte mir Mamachen so gerne helfen. Und einmal — ihr waret zu Tische ausgebeten, und die Mädchen hatten mit einer großen Wäsche

zu tun, da deckte sie mir, schon im festlichen Kleide, ein kleines Tischchen für zwei Personen und sagte: ‚Lade dir doch Mariechen Luftkind ein. Du denkst dir eben eine kleine Freundin, bist gastfrei und spielst mit ihr. Dann ist's so gut, als wäre sie wirklich da, wenn du sie auch gar nicht siehst.'

„Und denke dir, Vater, Mariechen Luftkind ist dann durch meine ganze Kindheit mein bester Kamerad gewesen. Nie fühlte ich mich allein, und hatte ich gar einen Gram, den vertraute ich ihr spät abends im Bette an, im Dunkeln, denn ich war mittlerweile schon ein großes Schulmädel geworden. Da schämt man sich solcher Phantasiespiele. Damit hatte mir Mama ein größeres Geschenk gemacht, als sie ahnen konnte."

Ebeling saß, den Kopf schwermütig in die Hand gestützt, mit niedergeschlagenen Augen. „Das wäre denn ein Gegenstück zum Orestes, den die Furien geleiten, die seine Brust zerfleischen, die er nicht für einen Augenblick loswerden kann."

Herta blickte erschrocken auf und drückte schnell auf den Klingelknopf. Das war das Zeichen für das Stubenmädchen, das Kaffeegerät hereinzubringen. Die Tür blieb einen Augenblick offen stehen, und nun hörte Ebeling den Hammerschlag.

„Ist Lüdicke etwa oben?" fragte er eifrig und goß schon ein Glas Wein ein, das er nebst einer seiner guten Zigarren dem Meister hinaufschickte.

Der alte Lüdicke — er sah mindestens zehn Jahre älter aus als Ebeling, war aber einst als Nachbarsohn sein Spielkamerad für die Jungenspiele in Hof und Gassen gewesen, sogar noch, als sie in den Unterklassen ganz verschiedener Schulen saßen. Den Jakob Lüdicke hatte der Staatsanwalt nie aus den Augen verloren, und jener zählte diese Kinderfreundschaft zu seinen ehrenvollsten Rückerinnerungen.

„Komm doch mal mit hinauf," bat Ebeling und legte beim Hinaufsteigen den Arm um seiner Tochter Schultern. Darüber kamen sie auf der schmalen, dämmerigen Treppe in unsicheren Tritt, schroben an Wand und Treppengeländer an und traten, noch lachend, in die Arbeitsstube.

Der Meister paßte gerade zwei Stücke einer Zarge zusammen.

Er war ein kräftiger, untersetzter Fünfziger, mit einem runden, verdrossenen Wuschelkopf. Das krause, graue Haar

stand eigensinnig in die Höhe. So widerhaarig wirkte auch die Stirne mit allen ihren Sorgen- und Ärgerfalten, und der festgeschlossene Mund mit seinen tiefen Winkeln. Wein und Zigarre standen unberührt auf dem Fensterbrett. Man sah ihm gleich an, daß ihm die Laus über die Leber gelaufen war.

Ebeling, der seinen Mann kannte, nahm von der üblen Stimmung keine Notiz.

„Gut Ding will Weile haben, Lüdicke," sagte er munter, denn der Alte ließ sich viel Zeit mit dem Abliefern seiner Arbeiten. „Sieh mal, Herta, das sieht doch wieder aus wie für die Ewigkeit — und gefällig in den Verhältnissen. Paßt gut in die Stube. Famos, Lüdicke. Bin froh, daß nun alle die Bücher und Akten, die sich hier 'rumtreiben, in ihr sicheres Gelaß kommen."

Der Staatsanwalt setzte sich an seinen überlasteten Schreibtisch, der groß und frei mitten im Zimmer stand, und nahm eine Broschüre in die Hand. Er wollte dem Alten Zeit lassen. Der wäre sicher heut nicht gekommen, wenn er nicht das quälende Bedürfnis nach Aussprache gehabt hätte. Es ging nicht immer glatt in seiner Familie her, und der Lüdicke nahm sich alle Dinge so schwer zu Herzen.

Der Meister nahm sein Handwerkszeug zusammen und sagte mürrisch: „Wenn Herr Staatsanwalt arbeiten wollen, denn kann ich ja wieder mit vorkommen."

„Unsinn, Lüdicke. Nötiger und nützlicher Lärm hat mich noch nie gestört. Was, Herta? Aber du hast gewiß zu tun, Kind?"

Herta verstand den Wink und zog sich zurück.

Es blieb ein Weilchen ganz still. Ebelings Gänsefeder seufzte über das Papier und Lüdicke raspelte an einem Zierteil der Krönung des weitschichtigen neuen Regals.

Auch dieses leise Geräusch verstummte.

Gleich fängt er an. Der Staatsanwalt lächelte vor sich hin.

„Nächsten Auftrag können Herr Staatsanwalt man einem andern geben. Ich mach' die Bude zu."

„Das wär' doch noch schöner," sagte Ebeling ruhig, legte die Feder hin und drehte sich auf seinem Schreibsessel dem Meister zu: „Ich denke doch, wir zwei beide sollen mal in den Sielen sterben."

Lüdicke trat näher. „Sie haben gut reden, Herr Staatsanwalt, Sie sind Ihre Alte los.“

Ebeling zog die dunkeln Brauen zusammen; es lag Qual in der Bewegung, nicht Ärger.

Aber er lächelte gleich wieder. „Ist doch eine alte Geschichte — Schwiegermutter ist des Deubels Unterfutter. Was hat Ihnen denn die alte Dame wieder getan?“

Lüdicke trat näher und stützte beide Hände fest auf eine Stuhllehne, dicht neben Ebelings Schreibtisch.

„Hat einfach das Haus verkauft. Heimlich, weil ich's partout nicht wollte. Das Haus, das gute alte Haus, mit meinen Werkstätten. Wo ich die Straße lieb habe und die Nachbarschaft — und wo die Kinder 'rumgespielt haben. Bloß weil der Rennert, der da schon lange seinen ruppigen Gasthof vergrößern will, weil der ihr ein Gebot tut, wo sie ein groß Stück Geld an verdient. Was so in ihren Augen groß is! Braucht sie's? Der Geizdrache in ihre muffigen Filzlatschen und mit ihrer dünnen Kaffeelorke den ganzen Tag. Nun wird das gute alte Haus zusammengerissen. Entmündigen sollte man jedes alte Weib.“

Der Staatsanwalt saß ein bißchen zusammengesunken. Er stützte den rechten Ellbogen auf die Armlehne und das Kinn in die Hand.

Bei den letzten Worten richtete er sich auf. „Lieber Lüdicke, so ähnlich habe ich auch empfunden. Manches Jahr. Und wie es mir damit gegangen ist — das wissen Sie ja. Sie können sich anderweit anbauen. Aber kann man die Toten aus der Erde holen?“

Ebeling schlug beide Hände vor das Gesicht.

„Drum komm' ich ja heute gerade zu Ihnen,“ begann Lüdicke nach einer ganzen Weile, „ich hänge nu mal am Alten, ganz narr'sch. An jeder alten Feile, an jedem Bohrer. Die haben bei der Arbeit mitgeholfen, ordnlich in die Hand nein sind sie einem gewachsen. Aber das is noch 's wenigste. Nich Herr im Hause sein, wo ich geschuftet habe jahrzehntelang in Fleiß und Schweiß. Das is es. Die eig'ne Frau mit im Komplott hinter meinem Rücken, bloß weil die Alte den Besitztitel hat. Wie ich da 'reingeheirat't habe, als junger Kerl: euch gehört's — hat's da geheißen. Nu — ich war's

zufrieden, nichts Schriftliches hab' ich nich verlangt. Schon nach zehn Jahren hätt' ich der Alten den ganzen Kram abkaufen können, denn auf der Faulbank hab' ich nie nich gesessen. Aber an so was hab' ich nicht gedacht. Familie is Familie, und man sitzt zusammen unter einen Dach — da hört doch mein und dein auf. Proste Mahlzeit! Wie ich da in meinen unbändigen Zorn vor ihr hab' gestanden, klitzeklein is sie geworden, weiß wie die Wand. Aber die Augen haben dem Weibsstück noch geblänkert in Hämischkeit und Eigennutz. So was lebt nicht mehr von Kraft — nee — nur noch von Zähigkeit. Von so was soll man sich sein Leben verschädigen lassen? So was müßt' man kalt machen!"

Lüdicke hatte das letzte im Zorn geschrieen. Die Stirnader lief ihm dick geschwollen durch Furchen und Runzeln.

„Mann!" rief Ebeling und sprang auf. Er war aschfahl. „Mann, solche Gedanken erwürge mit beiden Fäusten. Mensch, Sie wissen nicht, wie furchtbar der Haß Herr werden kann über eine arme Seele. Nehmen Sie Ihr bißchen Menschenwürde fest in Zügel. Gehen Sie Ihren geraden Weg, ob er auch über Pein und Jammer führt."

Lüdicke war im Inneren getroffen. Aber er gehörte zu den Stutzigen, die dann erst recht weiterbelfern müssen.

„Und die Altsche soll Herr bleiben, soll noch lachen über ihrem Raub? Denn Raub bleibt es. Und ich geh' einfach meiner Wege und freß' mein Gift und meine Galle in mich 'rein? Nee — das kann doch 's Ende nich sein — o nee, so scharf schießen die Preußen doch woll nich — da will ich doch eher —"

Herta trat ein. „Lieber Meister, der Vater ist nach Tisch an sein Ruhestündchen gewöhnt. Können Sie nicht morgen die Arbeit zu Ende bringen?"

Der Alte hatte schon mit zitternden Händen seine Siebensachen zusammengepackt. Er machte einen ungeschickten Diener und trollte sich.

„Hast du gehorcht, Kind?"

Ebeling streckte der Tochter die Hand hin. Er sah tief erschöpft aus; auf seiner Stirne standen kleine Schweißperlen.

Herta antwortete nicht. Sie setzte sich auf die Seitenlehne des tiefen Armsessels und lehnte, niedergeschmiegt, das Gesicht an des Vaters Wange. Fest hielt sie mit beiden Händen

seine Rechte. So fühlte sie, als ob an ihrer jungen Herzenskraft seine Erschöpfung zerrinnen müsse.

Die frühe Dämmerung sank schon nieder.

„Alles hat dir der Alte wieder aufgewühlt," klagte ihre liebevolle Stimme.

„Ich bin wie der Reiter auf nächtlichem Pfade, wenn die Nebel fallen. Ich sehe den Weg vor mir nicht klar." Er preßte die warme Mädchenhand, daß Herta die Zähne zusammenbiß.

„Soll ich nicht Mevissen absagen lassen?" fragte sie leise.

„Ja so — ja so — hast du ihn lieb, Herta?"

„Ja, Vater: ich glaube, mehr als mein Verstand weiß."

„Das wäre just das Rechte. Geh jetzt, ich will sehen, daß ich mich wieder zusammenkriege. Dein alter Herr ist schon ein morscher Stamm."

Herta zog die Stores zusammen und ging leise hinaus.

⊕ ⊕ ⊕

Als Mevissen kam, fand er Herta allein. Es war ihr erstes Alleinsein in der Intimität des geschlossenen Raumes. Sie standen sich sprachlos gegenüber, in glückseligem Zagen.

„Darf ich?" fragte er, sie mit seinen Blicken umfangend, und zog aus dem Nelkenstrauß in seiner Hand zwei duftschwere Blüten, die er in ihre dunkeln Haare steckte.

Dabei fühlte sie, daß seine Hände zitterten. Das ergriff sie so, daß sie ihm wie in Demut ihre Stirn entgegenneigte. Und da umfing er das geliebte Haupt mit seinen beiden Händen. So drückte er ihr den Brautkuß auf die Lippen.

„Ich habe noch nie eine Leidenschaft für eine Frau gehabt," sagte er heiser vor Bewegung, „dafür darfst du nun keinen Gedanken mehr haben außer der Bahn, die wir miteinander schreiten werden."

Er hatte sich gleich wieder beisammen. Ein Glückstag heute. Eine Berufung nach Berlin war den Nachmittag an ihn gelangt, halb schon erwartet, an das gewaltige Zentralkrankenhaus, das im Frühling eröffnet werden sollte. Prachtvolle, selbständige Stellung, heraus aus den kleinlichen Verhältnissen, ein Arbeitsmaterial, wie es sich der Kliniker nur träumen mag. Und dort Herta an seiner Seite. „Wir heiraten sobald nur möglich."

Sie sah beglückt auf sein lebhaft bewegtes Gesicht. Die Perspektive dieser glänzenden Verhältnisse tat sich ihr noch gar nicht auf. Das war alles noch so nebensächlich. Aber wie die Zähne zwischen seinen Lippen blinkten, wie ein feiner, dunkler Farbton die stahlgraue Iris seiner Augen säumte — wie der reife, herbe Mensch im tiefsten bewegt war — „aber ich liebe ihn ja noch viel mehr, als ich wußte", dachte sie in holder Verwirrung.

Über dem Glanz in ihren Augen und der heißen Röte, die sie überflog, verlor Mevissen den Faden seines Berichtes und umfing sie in seliger Verwirrung.

„Ich will den Vater rufen," war ihr erstes Wort, als sie sich endlich lösten.

„Laß noch," flehte er leise, „nun bin ich der erste und einzige für dich, wie du für mich."

„Ja," sagte sie heißen Tones, „ja"; aber es gab ihr einen Stich ins Herz, als sei sie untreu an ihrem Vater.

„Hast du nicht den ganzen Tag schon gefühlt und gedacht, daß es heute sein werde?" fragte er, seine scharfen, hellen Augen in ihre dunkeln senkend.

„Ja," sagte sie wieder und sah beiseite.

Da fühlte er, daß sie nicht völlig, nicht ungeteilt bei ihm gewesen war. Aber das durfte es nicht geben.

„Hast du denn an andres denken können als an mich? Ich habe Sprechstunde gehalten und habe gar nicht gehört, was die guten Leute mir sagten. Irgend ein ganz mechanischer Verstandesapparat im Schädel sorgte schon, daß kein Schaden entstand. Und hätte ich heut an einem Totenbette gestanden — über den Tod hinweg und mitten hindurch hätt' ich gespäht, ob ich nicht eine Falte deines Kleides zu sehen bekäme."

Über dem neuen, leidenschaftlichen Umfangen trat der Vater ins Zimmer.

„Ich bin sehr glücklich," sagte Ebeling, zögernd nähertretend.

Die beiden eilten dem Vater entgegen, und Mevissen war froh, daß ihm die Umständlichkeit der formellen Werbung erspart blieb, da man doch innerlich schon einig war.

Die Männer schüttelten sich die Hände, und Herta atmete auf, weil der Vater ausgeruht aussah; mehr noch, herzinnerlichst befriedigt.

„Ich gebe das Kind gern in Ihre Hand, lieber Sohn," sagte er, „sie muß an Ihrer Seite in ein frisches, bewegtes Leben. Wir sind doch zu Zeiten recht trübselige Stubenhocker."

Er sah den Professor fest an. „Ich habe immer gefunden, daß Leute mit solchen hellen, scharfen Augen besonders fest und unbeirrbar ihre Straße gehen. Ich bin sehr glücklich, daß ihr beide euch gefunden habt."

Er rieb sich die Hände und schritt ihnen voran in das Eßzimmer, wo die Glühbirnen ihr weißes Licht über die kleine schimmernde Tafel gossen.

„Eigentlich sind wir ja Kollegen, nur von verschiedenen Fakultäten," scherzte Mevissen, „wir haben beide die Aufgabe, den gesunden Organismus von bedrohlich Krankhaftem rein zu erhalten. Zum Nerven- und Seelenarzt eignet sich auch nur eine Natur, die es lockt, sich leidenschaftlich in die Irrgänge der kranken Psyche zu versenken."

„Es ist ein gewaltiger Organismus, an dem wir unablässig zu operieren haben," sagte Ebeling lebhaft angeregt, „auch die Schwierigkeit in der Diagnose gleicht sich im Grunde. Auch da, wo man die äußeren Umstände eines Falles offensichtlich vor sich zu haben meint. Welche verwickelte und verworrene Krankengeschichte — um im Bilde zu bleiben — geht oft einer Straftat voraus. Welche Gewissensängste für den Ankläger bringt das oft mit sich."

„Ihr habt ja auch die Milde in der Hand, nicht nur die finstere Gewalt der Vergeltung," warf Herta ein.

„Wir sind die Wächter des Gesetzes. Das schließt persönliche Gefühle fast völlig aus, darin liegt die Wucht des Amtes. Den Naiven ist der Staatsanwalt gemeinhin mißliebig, als wäre er ein enragierter Sportsmann, ein Vergnügling der Strafmacht. Ach nein — mancher trägt wohl schwerer an diesem Amte."

„Lassen Sie mich als Sohn und als Arzt sprechen." Mevissen hielt seine klaren Augen fest auf die verdüsterten Züge Ebelings gerichtet. „Sie, lieber Vater, sollten Ihr Amt niederlegen. Es frißt an Ihrem Gemüte. Ich beklage sehr, daß ich nicht die Fachkenntnisse besitze, um in die Schärfe und Feinheit Ihrer wissenschaftlichen Arbeiten eindringen zu

können, die von Juristen so hoch gewertet werden. Das ist doch auch ein Arbeitsfeld. Kommen Sie mit uns nach Berlin."

Hertas Augen strahlten den Vater an, der überrascht aufblickte. Nun berichteten sie ihm alle die neuen Aussichten, und ihr Gespräch geriet ganz ins Persönliche.

Herta sprang auf, trat hinter den Stuhl des Vaters und legte ihre Arme um seinen Hals. „Kommst du mit uns?" Und da er schwieg: „Denn du weißt doch, daß ich keine Stunde Ruhe habe, wenn ich dich hier einsam weiß."

„Ich bin nicht einsam," sagte Ebeling. „Die ganze Vergangenheit kreist unablässig um mich her. Tot ist mir keiner! Was sie zu ihren Lebzeiten in mir gewirkt haben, ob Lust, ob Pein, lebt fort — im Gemüte nicht nur, nein, im ganzen Nervenleben. Unverlierbar — unentrinnbar."

Da war es wieder. Auch heute. Ebeling saß mit starrem Antlitz, und Herta schwieg, Tränen in den niedergeschlagenen Augen. Mevissens Blick lag angespannt suchend auf seinem Schwiegervater.

Der stand schwerfällig auf.

„Ich glaube, ihr seid gern noch ein Weilchen allein, liebe Kinder," sagte er freundlich, und Mevissens Hand nehmend: „Sie sind ein ganzer Mann, lieber Mevissen, solchen braucht mein Kind. Mein Haus ist nun das Ihre; und morgen sprechen wir wohl über alle die äußeren Angelegenheiten, die solches freudiges Ereignis in Bewegung setzt. Daß Sie ein Hauswesen auf breiter Basis erhalten können, das weiß ich. Herta ist auch unabhängig, sie ist die Erbin ihrer Urgroßmutter. Ihr werdet's ganz bequem haben. Auf morgen!"

Er drückte kräftig Mevissens Hand und küßte seine Tochter zärtlich auf die Stirn. Dann ging er.

„Wieso bist du die Erbin, Herta?" fragte Mevissen überrascht. „Da steht doch dein Vater dazwischen?"

„Der Vater wollte kein Geld aus ihrem Besitz. Auch nach dem Tode nicht. Ich glaube, er hat seine Großmutter gehaßt."

„Aber das Vermögen war doch wohl Familienbesitz?"

„Nein. Die Ebelings waren immer mäßig begütert gewesen. Erst die Urgroßmutter, eine Bremenser Senatorentochter, brachte den ansehnlichen Besitz ins Haus. Das hat sie aber auch keinen Augenblick vergessen. Sie war eine harte,

herrische Natur. Aber nur in ihrer Familie, nach außen voller Huld."

Mevissen lächelte über diesen Ausdruck. Sie saßen eng beieinander im hellen Lichtkreis am runden Tische.

„Huld?" sagte er. „Das klingt wie von einer Fürstin."

„Solche Rolle soll Urgroßmutter auch einst in der Gesellschaft gespielt haben."

Herta sprang auf und holte von einem Nebentischchen eine schwarze Ebenholzkassette. Sie zog den kleinen Schlüssel hervor, den sie an goldenem Kettchen um den Hals trug. Mevissen nahm ihn aus ihrer Hand und fühlte die leise Wärme ihres Blutes. Darüber geriet er in zärtliche Verwirrung.

„Nicht, nicht — Vater ist nicht hier," murmelte Herta erschrocken.

„Wir werden noch oft allein sein, meine Geliebte," sagte er leise.

Nun faßte auch sie die Glut des engen Verbundenseins. Wie zum Schutze sagte sie schnell: „Ich will dir Bilder von meiner Mutter zeigen."

Da lagen rührende Bildchen von Ebelings frühverstorbener Gattin. Aus diesen Zügen und aus der leichten Gestalt sprach ein zartes, anschmiegendes Naturell. In den Augen hatte sie den rätselhaften Ausdruck von Menschen, deren Lebensenergieen gebunden bleiben, und denen das Schicksal einen frühen Tod vorzeichnet.

Ludwig Mevissen schaute von den Bildchen auf, in Hertas Antlitz. Gott sei Dank, da sah er Lebenskraft und gesunden Frohsinn.

„Ich bin ganz wie Vater," sagte sie, in seine Augen lächelnd, denn sie deutete sich seinen Blick ganz richtig, „so, wie Vater vor unserm Unglück war. Aber damals lebte unser Junge noch."

Sie legte Bilder ihres Bruders vor Mevissen hin. Auf allen war Walter Ebeling der gleiche, ein schöner junger Mensch, tannenschlank, Leichtsinn und auch wieder leise Schwermut in den dunkeln Augen. Walter als Bübchen, Walter als Primaner, Fähnrich und blutjunger Offizier; in Zivil, in Uniform und endlich — feierliche Strenge im schon verfallenden Jünglingsantlitz, rosenüberschüttet auf dem Totenbette.

„Das erklärt mir manches Unverständliche bei deinem armen Vater, worüber ich mir schon den Kopf zerbrochen habe," sagte Mevissen leise, und Herta tat das ganze Häuflein Bilder mit behutsamen Händen in ein Sonderfach der Kassette.

„Sieh hier!" Sie zog die Photographie einer steinalten Frau hervor.

Mevissen sah in ein verknöchertes Greisinnenantlitz. Eine Wolke von schwarzen Spitzen verdeckte wohl den Mangel an Haar, und die Zeit hatte das harte Gesicht kreuz und quer mit einem Spinnennetz unendlich feiner Runen durchzogen. Die Lippen bildeten nur eine scharfe, etwas schief gezogene Linie. Aber die tiefliegenden Augen blickten mit unzerstörbarer, eigensinniger Intelligenz. Es war das Bild einer Seele, welche das Alter nicht hatte mildern und beschwichtigen können.

„Als ob sie Rachsucht gefühlt hätte, weil ihre Zeit zu Ende war und ihr Regiment. Es muß ja auch hart sein, wenn das Leben eines seiner Geschöpfe nirgends mehr brauchen kann."

„Ja," rief Herta lebhaft, „ganz so ist es gewesen. Der alte Lohndiener Meinicke hat mal den Mädchen in der Küche erzählt — ich war noch ein kleines Ding und stand neugierig dabei — wie vornehm und großartig sie in ihren jüngeren Jahren gewesen sei. Wenn die Frau Geheimrat Ebeling, immer in so 'nem schwer damastseidenen Kleide, mit allen ihren funkelnden Diamanten in einer Gesellschaft auf dem großen Mittelsofa fehlte — und wenn das Geschwirr solcher Fete noch so glänzend — es war doch just, als ob man vergessen hätte, den großen Kronleuchter anzuzünden. Daraufhin habe ich mir die alte Frau oft verstohlen angesehen, fand aber keine Spuren mehr davon. Sie lag hart auf unserm Leben, die zähe, alte Egoistin. Unser freierer Sinn, unsre flinkere Art, alles Frohe und Junge in uns, das war ihr hart zu ertragen. Auf alle Freuden sah sie scheel, die außerhalb ihrer engen und banalen Moralauffassung lagen. Die dicke Wolke der Unzufriedenheit lag oft über dem Familientische, an dem sie niemals fehlte."

„Warum nur löste dein Vater nicht diese unerträgliche Lebensgemeinschaft?" fragte Mevissen verwundert.

„Du kennst Vater noch nicht genug. Er gehört nicht zu den Leuten, die Knoten zerschneiden. Das alte Ebelinghaus verlassen, das hätte so lästiges Aufsehen gegeben. Dann — Beamtengehälter sind heutzutage furchtbar knapp und das Vermögen lag fest in Urgroßmutters Hand. Vater ist ganz bedürfnislos, aber uns hatte er verwöhnt."

Herta starrte auf das Bild der alten Frau. „Es war so bezeichnend für sie, daß sie sich vor dem ‚Präzedenzfall' fürchtete. Bei jeder Forderung an sie war die Antwort: ‚Ich scheue den Präzedenzfall, der könnte mich binden.' Gott, wie fehlte der warme Herzschlag dieser von der Natur Verkürzten, und was litten wir, wir, mit denen das Herz so leicht durchgeht. — Als dann Walter mit seinen Ehrenschulden festsaß, der herrliche Junge, immer freudig und tüchtig in seinem Tun — einmal entgleist, einmal ja nur in seinem kurzen Leben, da lag Vater so ungefähr auf den Knieen vor der alten Frau. Nie hatte Vater etwas gefordert, ihre gelegentlichen Festgaben mit Widerwillen fortgeschlossen, weil ihm die Geberin so im tiefsten unsympathisch war. Hier demütigte er sich in seiner Qual, und sie versagte: ‚Der leichtsinnige Junge wird sich schon allein heraushelfen.' Das hat er ja auch getan, auf seine Art. Als er dann unten im Saal aufgebahrt wurde, da stand die alte Frau oben am Treppengeländer und spähte hinunter. So wenigstens haben wir es uns später erklärt. Und da muß sie wohl den Herzschlag erlitten haben, den die Ärzte später feststellten, und muß die Treppe hinuntergestürzt sein. Da fand man sie tot liegen. Man wollte sie dann auch im Saale aufbahren. Aber Vater stand da vor Walters Leiche, selbst leichenfahl, mit lodernden Augen, wie ich ihn nie gesehen hatte. So wies er die Leute hinaus, die die Urgroßmutter auf einer Bahre trugen. Seit der Nacht ist Vater ein andrer Mensch, ein morscher, zerbrochener."

Aus Hertas Brust brach ein tränenloses Schluchzen.

„So — es ist gut," sagte Mewissen und legte den Arm fest um Hertas Schulter, „gut, daß du dir das von der Seele gesprochen hast. Das mußte sein. Aber nun blicken wir vorwärts und nicht mehr zurück. An unserm Glück soll der Vater gesunden."

So wurde sich Herta wieder der lichten Gegenwart bewußt.

Sie traten ans Fenster und öffneten beide Flügel. Da lagen die alten Giebelhäuser und das große Rechteck des Marktplatzes ganz weiß vom Mondlicht übergossen. Um das blendende Nachtgestirn huschten und flossen dunkle Wolkenzüge, und die herbfrische Luft zog in breitem Strome ins Gemach.

„Nun — und die Hertafrage?" fragte er leise.

„Gelöst," sagte sie zärtlich hingegeben, „alles Fragen der Frau schmilzt ja doch hin in der Liebe des Mannes."

Da küßte er sie behutsam, sanft und stolz auf das lockige Haar über ihrer weißen Stirn.

⊕ ⊕ ⊕

Am folgenden Morgen durcheilte eine Schreckenskunde die Stadt: der alte Lüdicke hat seine Schwiegermutter erschlagen!

Alle die Leute, die in der Frühe in die Häuser kommen, Briefträger, Milchmann und Bäckerjungen, erzählten es vor den Haustüren und in den Küchen. Alle waren einig darin, daß man das hätte erwarten können. Immer Hader und Streit im Hause, nun zumal in den letzten Tagen.

Und so ein mürrischer Mensch, der manchmal in drei Tagen kaum ein Wort sprach — solchen Stillen ist immer das Schlimmste zuzutrauen. Polterer rumoren sich so was vom Herzen und dann ist's wieder gut.

„Nu, gepoltert hat der Alte genug," warf einer ein — „in Heeses Bierstube hat er gesagt, er drehe ihr noch mal den Kragen um."

„Jesus! — Der alte Lüdicke ist doch immer ein Ehrenmann gewesen," warf ein Nachdenklicher ein.

„Das ist ein jeder, bis seine Stunde kommt," antwortete einer, der das Leben in- und auswendig kannte.

Dann wurden die näheren Umstände berichtet. Die Tote hatte ihre Stube zu ebener Erde gehabt, hinter der Küche, nach dem Hofe. Eine Fensterscheibe war eingedrückt worden. Der Schlag mit dem kleinen Holzbeil hatte die Frau vor den Kopf getroffen, als sie auf ihrem Bette saß. Das kleine Beil gehörte den Lüdickes und lag immer auf dem Hauklotz in der Küche.

Die Kommode war durchwühlt. Da hatten ein paar tausend Mark drin gelegen, die erste Anzahlung auf das Haus. Also Raubmord?

„Oder — — Rache?" sagte ein ganz Kluger, — „und das Geld nur genommen, um die Richter auf falsche Fährte zu hetzen?"

„Wenn's Lüdicke gewesen ist, freilich, die Alte hat ihn zu sehr gereizt." — Das sagten des Tischlermeisters beste Freunde.

Die Mädchen bei Ebelings waren ruhige, verständige Menschen, schon längere Jahre in ihrer guten Stelle. Sie kamen überein, den festlichen Morgen nicht zu stören. Die Verlobung war ihnen noch nicht mitgeteilt worden, aber solche Ereignisse merkt man doch, so was liegt doch schon länger vorher in der Luft.

Dann kam Herta in die Küche. Sie wolle sich doch gleich ihren Glückwunsch ausbitten, sagte sie und ließ sich die Hand drücken.

Eine ganze Anzahl Briefchen brachte sie mit von oben an alle die mit den Ebelings versippten Familien. Deren war doch eine große Zahl, und man konnte sie nicht auf die gedruckten Anzeigen warten lassen, die nachher alle Welt bekam.

Die Köchin sollte Fisch und Geflügel einkaufen, Herr Professor würde zum Mittagessen da sein. Das Stubenmädchen mußte den großen Saal aufschließen und lüften und die Schutzkappen von den Polstern tun. Schön, daß Vater den Vormittag frei hatte, da war alles doppelt festlich.

Ebeling hatte lange und fest geschlafen, das glückte ihm selten. Nun öffnete er das Fenster hinter dem weißen Store, den ein feines Morgenwindchen blähte. In diesem frischen Luftzug machte er seine Freiübungen und hatte ein Lebensgefühl in den Muskeln, das ihn köstlich dünkte.

„Das macht die Braut im Hause und der neue Sohn, der ein reifer Mann ist und der mein Freund werden kann — und neues Leben blüht aus den Ruinen —" summte es in seinen Gedanken. „Man muß einmal mit allem fertig werden. Jeder neue Tag ist ein neuer Anfang. Kann dazu gemacht werden — soll! — Der Trauer ihr Recht, aber sie soll nicht zur dumpfen, kraftlosen Gewohnheit werden."

Als sich um Mittag die Gratulanten einfanden, waren das Brautpaar und der Vater so lebhaft angeregt, als hätte nie eine schwere Wolke über diesem Hause gehangen.

Der Saal mit den kirschroten Seidenpolstern, die in Gruppen um blankgebohnte Polisandertische standen, mit dem Geflinker von Kristallprismen und den alten Bildern in schweren Barockrahmen, machte sich patrizisch festlich. All dies alte Gerät hatte schon Generationen einer Familie gedient.

Mevissen lächelte über alle die stattlichen Tanten und Onkel, die zum großen Teil in gar keinem Verwandtschaftsverhältnis zu seiner Braut standen. Das war nett und scharmant und paßte in den Stil dieser Stadt. Aber er dachte doch mit Befriedigung daran, wie bald sie dieser ganzen weitläufigen und ergebnislosen Gesellschaft entfliehen würden.

Ebeling stand im Gespräch mit dem Oberbürgermeister am offenen Mittelfenster, da sah er den Amtsrichter Krech auf das Haus zukommen.

Im ganzen war ihm dieser Besuch gerade jetzt peinlich, da man den hastigen kleinen Herrn, der immer wichtig und aufgeregt aussah, wohl nicht ohne Grund für einen Bewerber um Hertas Hand ansah.

„Schließlich ist es ja klug, daß er gleich zum Gratulieren kommt, das bricht dem Gerede die Spitze ab," dachte Ebeling.

Aber Amtsrichter Krech errötete, unangenehm berührt, als er so plötzlich den Verlobten gegenüberstand, alle die vielen Leute um ihn her, er mitten drin, und auch gleich vom Lohndiener und vom Stubenmädchen mit Wein und Gebäck bedient. Er hatte noch von keiner Verlobung gehört. Er würde doch wahrhaftig nicht gleich herbeigestürzt sein, da kannten sie ihn schlecht.

Nun konnte er aber zum Glück die fatale Enttäuschung, die er so unvorbereitet plötzlich erfuhr, hinter seiner wichtigsten Amtsmiene verstecken. Sein Glückwunsch fiel etwas eilfertig und frostig aus.

„Ich komme wegen Lüdicke, Herr Staatsanwalt," wandte er sich gleich an diesen.

„Wieso wegen Lüdicke, wieso denn?" fragte Ebeling langsam und begriff nicht, warum, wie unter einem Frostgefühl, sich seine Haare aufrecht zu stellen schienen.

Er machte eine einladende Handbewegung und führte den Amtsrichter die Treppe hinauf in sein Arbeitszimmer.

„Sie wissen noch von gar nichts?" fragte Krech mit angenehmem Erstaunen. Es gibt immer ein angenehmes Übergewicht, Dinge zuerst zu wissen.

„Ich bin heute noch gar nicht außer Hause gewesen. Und der ganze Vormittag gehörte heute meinen Familienangelegenheiten."

„Selbstverständlich, selbstverständlich, Herr Kollege," sagte Krech eifrig, mit einem kleinen, selbstgefälligen Lächeln. Erst das Amt — dann die Familie! würde für ihn der oberste Leitsatz sein.

„Also: der Schreinermeister Lüdicke in der Johannisgasse hat in dieser Nacht seine Schwiegermutter erschlagen."

Es blieb einen einzigen Augenblick still, dann sagte Ebeling sehr sanft, mit einem etwas dünnen Lächeln: „O nein — o nein, niemals!"

Der Amtsrichter fand das albern, direkt albern. Und es ärgerte ihn, er wußte selbst nicht warum, daß Ebeling — der saß mit dem Rücken zum Fenster in seinem tiefen Arbeitssessel — so schwermütig vornehm aussah. Er konnte den Staatsanwalt nicht leiden.

„Der Mann hat bereits gestanden; er leugnete keinen Augenblick," sagte Amtsrichter Krech, und seine Augen glitzerten vor Befriedigung durch die goldgefaßte Brille.

„Dennoch nein," sagte Ebeling, „für den Mann lege ich meine Hand ins Feuer." Komisch — dachte er — wie schwer mir meine Zunge im Munde liegt.

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Staatsanwalt," sagte Krech verwundert, „wie ich schon sagte, wir haben das Geständnis. Der Mann sitzt schon im Untersuchungsgefängnis. Auch bei der Frau bin ich gewesen. Die heult, möchte den Alten entschuldigen — aber es kommt ihr offenbar gar kein Zweifel an seiner Schuld."

„Dennoch nein!" beharrte Ebeling schwer, mit einer tiefen Furche zwischen den Brauen.

Es blieb ein paar Herzschläge lang still. Eine dicke Herbstfliege brummte an der Fensternische auf und nieder. Von unten drang plötzlich Hochrufen und Gläserklang herauf.

Der Oberbürgermeister hatte seinen üblichen Glückwunschtoast mit den sattsam bekannten drei Witzraketen losgelassen.

Der kleine Amtsrichter sprang auf. Er hatte doch wahrhaftig mehr zu tun. Seine Zeit, jede Minute war ihm kostbar.

„Tja, Verehrtester, Schuld oder Unschuld — das wird sich ja ausweisen. Ist ja möglich, daß der Mann sein Geständnis zurücknimmt. Sie gestehen ja öfters im ersten Stadium der Erregung und suchen nachher den Kopf wieder aus der Schlinge zu ziehen. Ich werde nachmittags die Akten schicken. Anklage werden Sie ja doch wohl erheben wollen, und mildernde Umstände wird es ja sicher für Ihren Schützling geben. Verzeihen Sie, wenn ich mit dieser Bezeichnung zu weit gegangen sein sollte."

„Durchaus nicht," sagte der Staatsanwalt, nun auch seinerseits aufstehend, „ich habe alle Hochschätzung für meinen alten Lüdicke."

„Komisches Gefühl," dachte er, „in den Muskeln. So muß sich ein Mensch fühlen, durch dessen Körper elektrische Ströme gegangen wären."

Es war ihm lieb, daß der Amtsrichter noch einiges zur Sache sprach und an der Tür die Begleitung nach unten mit höflich lebhaftem Protest ablehnte. Er kam ja oft und kannte den Weg.

⊕ ⊕ ⊕

Um die Schummerstunde trat Ebeling in die schmale Stube des Amtsgerichtsgefängnisses, in die man Lüdicke eingeschlossen hatte. Die Stube ging auf die Hinterfront des alten, unmodernen Gebäudes.

Aus den Fenstern dieser Hinterfront sah man über eine weite Ebene von Gemüse- und Kartoffelfeldern. Den Horizont begrenzte eine eintönige Pappelallee. Die Bäume standen in weiten Abständen voneinander, und dahinten glitten zu ihren bestimmten Zeiten Bahnzüge vorüber. Gerade im Augenblick zog eine lange Rauchfahne durch das spärliche, dunstige Abendrot, das schon anfing, in ein triftes, schlaffes Grau zu verdämmern.

Der alte Mann saß auf einem Strohstuhl am Fenster und hatte die Hände müßig auf den Knieen liegen. So sah

er still durch die vergitterten Scheiben auf die platte, melancholische Landschaft.

Ebeling warf Mantel und Hut auf einen Stuhl, und ehe Lüdicke sich erheben konnte, saß er ihm schon gegenüber. Er nahm des Alten beide Hände und fühlte diese Hände unwillig zuckend seinem Drucke widerstreben.

„Alter Freund," sagte Ebeling in seinem lindesten Tone, „alter Freund, was machst du denn für Geschichten? Nimmst da schwere Blutschuld auf dich, mir nichts — dir nichts. Bist du denn ganz unklug, mein alter Lüdicke? Denn du bist's doch nicht gewesen!"

Lüdicke hatte sich nun doch erhoben. Er stand stramm, als alter Gedienter, und sagte mit seinem knurrigsten Tone: „Ich stehe vor dem Herrn Staatsanwalt."

„Nein," rief Ebeling impulsiv, „hier sitzt ein alter Freund. Drum red' ich dich mit du an, wie in Knabenzeiten. Der Staatsanwalt bleibt einstweilen aus dem Spiele. Und der Freund sagt: Jakob Lüdicke — du tust ja keiner Fliege was zuleide, du bist ja doch unschuldig?"

Die grauen, buschigen Brauen des Alten zuckten ein paarmal auf und nieder. Dann sagte er knurrig: „Fragen Sie doch meine Frau, Herr Staatsanwalt Ebeling, die wird doch wohl ihren Mann kennen. Und fragen Sie doch Veit und Riedinger und Petrenz — die haben damals auch mitgespielt vor vierzig und etlichen Jahren; die wissen doch wohl mit dem alten Lüdicke Bescheid? Fragen Sie die ganze Johannisgasse auf und ab. Dreißig Jahre sitze ich da und schufte ums Brot. Und die ganze Johannisgasse glaubt ja doch an meine Schuld. Und der Herr Amtsrichter Krech ist mir doch beinahe um den Hals gefallen, wie ich gar nicht erst geleugnet habe. Wenn man jemand so billig 'ne Freude machen kann!" Lüdicke lachte in sich hinein, aber es klang mehr wie ein trockenes Schluchzen.

„Und nun sitzen Sie da allein mit Ihrem schweren Herzen, in der toten Zelle," klagte Ebeling.

„Das ist gut, Herr Staatsanwalt. — Das weiß man gar nicht, w i e gut das ist, wenn man das Gelärme und Gewerke nicht hören braucht. Da kommt ein' die ganze Menschheit wie 'n Pappenstiel vor. Da merkt man erst mal, 's gibt

nichts Wichtiges auf der Welt, als man einer selbst zu sich. Ich kann's nich so sagen."

„Mein alter Lüdicke," rief Ebeling erschüttert, „hast du's getan, dann sag es mir. Hast du's getan in Bitterkeit und Haß — — ich, ich verstünde dich. Aber bist du unschuldig, dann sprich doch nur — — "

„Ich bin nicht unschuldig," sagte Lüdicke in seinem knorrigsten, unzugänglichsten Wesen, „ich bin so, wie die alle von mir denken, die mich kennen."

Die beiden Männer standen sich eine Minute stumm gegenüber.

„Ich kann die Anklage nicht erheben," sagte der Staatsanwalt aus düsterem Grübeln heraus. „Ich komme morgen wieder. Besinnen Sie sich auf Ihre Schuldigkeit dem Gesetze gegenüber, Schreinermeister Lüdicke."

Er stand noch zögernd, ob der Alte sich nicht rühren werde, dann ging er mit kurzem Gruße fort.

Zu Hause begab sich Ebeling gleich in sein Arbeitszimmer an den Schreibtisch. Er zog eine der Schubladen heraus und griff ganz hinten hinein, hinter die Stapel von Schriftstücken und Briefpäckchen. Er ergriff ein Kästchen, in dem die kleine Injektionsspritze und ein Fläschchen mit wasserheller Morphiumlösung lagen.

Nach seinem schweren Unglück hatte er eine kurze Zeit hindurch, immer unter ärztlicher Aufsicht, den kleinen Apparat benützt, um zu einiger Ruhe zu kommen. Nicht lange; er hatte eine Aversion gegen das Morphium. Jener erzwungene, der Natur abgelistete Schlaf war ihm verhaßt, bei dem man sein Blut in den Adern empfindet, als sei es schwerflüssiges, langsam kriechendes Metall.

Er nahm ein Bildchen seiner Tochter in die Hand, das unter Glas und Rahmen immer vor seinem Schreibplatz stand. Es war ein vortreffliches Bild, die ganze junge Herta, die ihren Kopf so kühn und aufrecht auf dem festen Halse trug, wie Leute tun, die viel vom Leben fordern und erhoffen.

Ebeling nickte kurz vor sich hin. Man mußte seine Kraft aus irgendeiner zugänglichen Quelle schöpfen, und wenn sie aus Satans Küche floß. Und es war ja auch nur für kurze Zeit — so beruhigte sich der Gewissenhafte.

Sie sahen den Vater in den nächsten Tagen frisch und aufrecht, obschon er viel zu tun hatte. Er ordnete auch die häuslichen Angelegenheiten mit fester Hand. Herta sollte nach Berlin zu einer Tante reisen, deren Haus sie schon öfters gastlich und liebevoll beherbergt hatte. Dort würden die Damen zusammen die Ausstattung kaufen, das konnte sie gut ohne ihn. Er verstand von solchem Kram ja doch nichts. Für ihn brauchten die Kunstgewerbler und Stilfexe nicht Rad zu schlagen.

Wenig später wollte Ludwig Mevissen nachkommen, um mit den Damen Wohnung und Einrichtung auszuwählen. Der Vater trieb unablässig, in sechs Wochen schon sollte die Hochzeit sein, damit dem jungen Paare noch Zeit für eine kurze Reise bliebe.

Herta protestierte. Warum wollte man den Brautstand so gewaltsam abkürzen, daß er künftig nur wie eine überhastete Tagesflucht hinter ihnen liegen würde.

„Väterchen," klagte sie, „es ist ja, als ob du mich nicht rasch genug loswerden könntest. Denkst du gar nicht daran, wie unruhig ich sein und wie ich mich nach dir bangen werde?"

Sie gingen auf dem gleichen Wege Mevissen entgegen, den Herta am Mittage ihres Verlobungstages geschritten war. Ebeling nahm mit starkem Drucke ihre Hand und legte sie in seinen Arm.

„Sieh mal," sagte er, „ich bin ja gerade so froh über deine Verlobung, weil mein dummes, altes Herz mir Beschwerden macht. Dein Professor sagt, man könne hundert Jahre damit alt werden, wenn man sich schont. Aber das Leben selbst schont einen nicht immer. Du weißt, daß ich meinen Knacks weg habe; denke, welche Beruhigung, wenn ich dich in deinem schönen, festen Frauentum geborgen weiß."

Herta blieb mitten im Wege stehen. Ihre Augen waren schreckhaft geöffnet. „Vater, ich bin ja ganz schlecht! Vater — habe ich mich zu wenig um dich gekümmert in den letzten Tagen?"

„Unsinn, mein Mädchen," sagte er gemütlich und schob ihren Arm wieder unter den seinen, „man muß doch an seine Angelegenheiten denken. Testamentmachen heißt noch lange nicht sterben. Siehst du nicht, daß ich froh und fest bin?"

O ja, sie sah es alle Tage, freute sich daran und wurde doch ihrer Bangigkeit nicht immer Herr.

Sie schritten schweigend weiter. Ein paar frostkalte Nächte hatten den Bäumen ihren letzten Laubschmuck geraubt. Jetzt um Mittag meinte es die Sonne wieder freundlich, übergoldete den Himmel und streute flatternde Lichtflecke über die Wege.

Ebeling genoß so recht die Stunde, und er hatte ein knabenhaft lustiges Lachen, als er aus der Ferne den kleinen Amtsrichter Krech erkannte.

Herta sah so prächtig blühend in dem blaßlila Tuchkleid mit der Marderstola aus. Der kleine schwarze Federhut beschattete ihr freudig belebtes Antlitz. Ebeling war von väterlicher Genugtuung durchdrungen.

Er fühlte genau, daß der kleine Herr ihm feindlich gesinnt war; darum richtete er sich in seiner ganzen Höhe auf — er, der Freie, dem kleinen Streber gegenüber.

Amtsrichter Krech beeilte seine Schritte, als er das Paar erkannte. Es machte ihn verdrießlich, daß die Sonne ihm so lästig die Brille überglitzerte.

„Ich würde Sie heute aufgesucht haben, Herr Staatsanwalt Ebeling," sagte er mit der Eilfertigkeit der Genugtuung, „denn Herr Oberstaatsanwalt Hartmann wünschen dringend die Anklageschrift und die Akten der Voruntersuchung."

„O wirklich! In welcher Sache denn?" fragte Ebeling, innerlich lachend.

Der kleine Krech sah maßlos geärgert aus.

„Sie belieben zu scherzen," pustete er. „Zu scherzen in einer überaus ernsten Angelegenheit."

„Herta," sagte Ebeling, „ist das wohl so recht eigentlich meine Art?"

„Soweit ich dich kenne, Väterchen, nicht," sagte Herta mit ihrem fröhlichsten Lächeln, obschon ein wenig geniert, in eine Amtssache hineingezogen zu werden.

„Ja, dann —" stotterte der Amtsrichter.

„Ja, dann müssen Sie ganz nach eigenem Ermessen vorgehen, Herr Kollege Krech, — Sie haben ja doch das Geständnis."

Ebeling grüßte von seiner stattlichen Höhe aus überaus verbindlich.

Der Amtsrichter ging nachdenklich weiter.

„Schöne Person, diese Herta Ebeling. Fast ungemütlich, geradezu von einer kühnen, robust selbstsicheren Schönheit. Solche Frauenzimmer können eine Karriere stützen, oder — untergraben, je nachdem sie ihre persönlichen Lebensansprüche in den Vordergrund rücken. Faule Sache — unberechenbar."

Es war ein ganz kleiner, verwegener Schauer männlicher Begehrlichkeit, der den blonden, korrekten Herrn überlief. Dann tat er die Herta Ebeling mit einer entschiedenen Bewegung seiner Rechten ab.

Und von dem Augenblicke an hatte Ferdinand Krech für seine ganze fernere Lebenszeit die Überzeugung: er, er selber habe am Scheidewege aus eigenem Ermessen die Richtung eingeschlagen, die von der gefährlichen Herta fortleitete. Später würde er sich sicher zu einem jener Mädchen finden, denen unbedingte Verehrung für die Satzungen der Gesellschaft und unbedingte Unterordnung unter die eheherrliche Überlegenheit Lebensgesetze waren.

⊕ ⊕ ⊕

Ludwig Mevissen war offenbar abgehalten worden, seiner Braut, wie verabredet, entgegenzukommen.

Da stiegen sie denn zu seiner Wohnung hinauf, die er in einer freundlichen Villa neben den Kliniken hatte. In seinen Zimmern standen viele schöne Sachen, an denen er sich freute. Er besaß noch von den Eltern her eine kleine Sammlung schöner, alter Porzellane. Es waren seltene Stücke, und der Professor spöttelte gelegentlich über sich selbst wegen seiner Vorliebe für die zierlichen Besitzstücke.

Solche Sammelleidenschaften nannte er Überbleibsel aus absolutistischen Zeiten. Dosen, Miniaturen — auch Amouren — Tummelplätze für die Passionen der geistig Regsamen, die keinen Tummelplatz in den Welthändeln gefunden hatten.

Auf einem großen Tische in Mevissens Arbeitszimmer stand — soeben in der Frachtkiste angelangt — eine der vornehmen, etwas steifen K. P. M.-Vasen, wie sie um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts zu höfischen Geschenken gedient haben.

Der eiförmige Körper ruhte auf vierkantigem Fußgestell. Im dunkelblauen Grunde waren Medaillons ausgespart und mit kleinen Landschaften, Sujets aus den Potsdamer Schlössern, gefüllt.

Mevissen hatte die Ärmel zurückgestreift. Er war so erregt, daß ihm gar nicht einfiel, sich wieder in Ordnung zu bringen. Er hielt noch die Zange in seiner Rechten, und sie standen alle drei um den Tisch.

„Potztausend," meinte Ebeling, „ein rares Stück, sicher ein Labsal für den Kenner."

„Ein ganz seltener Fund," sagte Mevissen, „und für ganz mäßigen Preis, weil eine große Sammlung erbteilungshalber aufgelöst wird. Und nun seht, bitte, mal —" Mevissen drehte, mit beiden Armen hebend, die Vase anders herum. Da war am oberen Rande ein dreieckiges Stückchen herausgebrochen, und von da verlief ein kurzer, zackiger Sprung in der Glasur erst senkrecht abwärts und dann quer durch den tiefblauen Grund.

„Das wäre denn also ein Kunstwerk gewesen," sagte Mevissen und preßte die Lippen zusammen.

„Pardon — das verstehe ich nicht. Alles, was dieses Prachtstück nach den Absichten des Künstlers war, ist es so auch noch. Stellen wir die Vase so herum" — Ebeling drehte sie mit Vorsicht — „dann haben wir Gestalt, Farben, Dekor — alles völlig unverletzt. Ich meinerseits kann mich genau so daran freuen. Was meinst du, Herta?"

Herta sah unsicher auf ihren Verlobten. Mevissen lachte ärgerlich: „Lieber Vater, möchten Sie einen unechten Diamanten am Finger tragen?"

„Gewiß nicht," meinte Ebeling, „denn da handelt es sich nur um den Materialwert, um ein Stück Geld. Das vortäuschen wollen ist nun mal nicht fair. Aber —"

„Nein," rief Mevissen scharf und ungeduldig, „so ein lädiertes Stück ist mir wie ein Mensch, der einen Delikt begangen hätte. Er kann ein noch so scharmanter Zeitgenosse gewesen sein — er ist abgetan. Man hat schließlich auch eine ästhetische Nervenempfindlichkeit, gegen die ein Verstandesräsonnement nicht an kann."

„O ja," rief Herta, „nicht einen Irdentopf mit Sprung möchte ich in meiner Küche haben."

„Ihr werdet wohl recht haben," sagte Ebeling langsam. Er schien ermüdet zu sein und setzte sich schwer auf einen Stuhl nieder. So sah er mit zusammengekniffenen Augen auf die blanke Fläche der Vase, auf die fein blaßgrün und goldbräunlich hingemalte Schloßterrasse von Sanssouci.

„Der Irdentopf wäre jedenfalls mit einem Sprung erledigt, sein Daseinszweck war, eine Flüssigkeit zu halten. Ein Deliktmensch" — der Staatsanwalt lachte in sich hinein, irgend eine Vorstellung schien ihn zu belustigen — „könnte rückfällig werden. Man kann der Gesellschaft nur anraten, ihn zu eliminieren. Sie tut's auch schon von selber, nämlich wenn erst der Sprung in der Glasur sichtbar ist. Es gibt kein argwöhnischeres Tier als die Gesellschaft."

Ebeling lachte wieder leise. Plötzlich fühlte er die Augen seines Schwiegersohnes scharf in die seinen gerichtet. Da gab er sich einen Ruck zwischen den Schulterblättern.

„Wer hat den Schaden zu tragen?" fragte er.

Darüber erhob sich eine kleine Diskussion und dann trug der Professor Wein herbei und späte Rosen und machte Herta die ganze große Vitrine zum Geschenk.

Herta war entzückt. Sie bezichtigte sich eines besonders ausgeprägten Besitzsinnes. Ein Haus mit Schlössern und Riegeln, und darin die alten Spinden mit aufgespeichertem Inhalt, alles in Dutzenden und Grossen. Das unangebröckelte Dutzend sozusagen als Symbol und Lebensregulator! Herta lachte, aber Mevissen leuchteten die Augen. Natürlich karikierte Herta ihr Stückchen Hausphilisterium, aber sie würde eine Prachtfrau werden.

Sie schritten selbdritt durch die Alleen des Stadtwäldchens und weiter hinaus, ein Ende in die neue Villenstraße hinein. Sie erörterten wieder, ob es besser sei, der Vater käme ihnen bald nach, oder er baue sich hier an, wo noch die hübschesten Bauplätze zwischen altem Baumbestand zu haben waren.

Herta blieb öfter stehen, eine der luftigen Fassaden zu studieren, teilte die Räume für den Vater ein und war freigebig im Bemessen der Fremdenstuben. Er mußte durchaus wissen, daß er bei jedem Zukunftsplane der maßgebende Faktor sein werde.

Ebeling ließ die beiden vorausgehen.

Morgen fuhr also Herta nach Berlin. Wie heute würde es nie wieder werden.

Das Leben hat alle Tage ein anderes Gesicht. Noch saß er jeden Tag seinem Kinde gegenüber. Aber des Kindes Herz schlug nun mit erster Kraft für einen andern.

„Gut so," sagte er vor sich hin, aber er konnte einer schneidenden Trauer nicht Herr werden. Das Gefühl des Herbstens packte ihn, das Dekreszendo des Alterns.

Wir bringen unser Geschick fix und fertig mit ins Leben — wie nebensächlich ist dagegen alles, was so von außen heranspült.

Auch der dort trug es in sich von Anbeginn.

Ebeling schritt jetzt voran, weil die jungen Leute wieder stehen geblieben waren. Er hielt kurz an. Auf einer Bank zur Rechten saß zusammengesunken der Pflasterer Rottmann. Die Promenadenstraße war mittäglich leer, die Bank wohlig von der Sonne beschienen. Der Mann sah grau und elend aus. Er stand zögernd auf, als der Staatsanwalt vor ihm anhielt. „Sie sehen übel aus, Rottmann."

„Ich hab' mir den Fuß kaput jemacht mit der Ramme, Herr Staatsanwalt, und das 'Rumfaulenzen bekommt mir nich," sagte der Mann heiser.

„Davon habe ich schon gehört; in der Johannisgasse, nicht wahr?"

„Warum denn gerade in der Johannisgasse?" gegenfragte Rottmann. Er ließ die Krempe seines weichen Filzhutes durch die Finger laufen. Er war sehr anständig gekleidet und trug neue Stiefel.

„Nee," fügte er hinzu, „bei mir zu Hause war es, abends nach Feierabend!"

„Haben Sie's denn keinem Arzt gezeigt?"

„Chotte doch, nee. So was heilt von selber, bloß es dauert seine Zeit."

Ebeling sah auf die blanken, festen Stiefel des alten Zuchthäuslers.

„Ich dächte, Sie wären hier ziemlich weit von Ihrer Behausung, Rottmann? Leidet denn das Ihr Fuß?"

Der Mann schwieg einen Augenblick. Dann sagte er mit einem Lauerblick von unten herauf: „Herr Staatsanwalt

reden ja reeneweg, als ob ich wieder was auf'n Kerbholz hätte! Mein Jewissen beißt mich nich."

„O nein," sagte der Staatsanwalt, „is ja nichts passiert. Wegen der einen bösen Geschichte sitzt ja Schreinermeister Lüdicke. Hat ja gestanden. Mehr kann man doch nicht verlangen!"

„Jestanden? Soll woll 'ne Finte sein?"

„I wo denn! Mit der Chose haben Sie doch nichts zu tun, Rottmann?"

„Jott sei Dank, nee; da wird ein'n die Polizeiaufsicht noch zum Segen." Der Mann fiel auf die Bank zurück. „Et Stehn fällt mir sauer, Herr Staatsanwalt."

„Na, machen Sie sich's nur bequem. Ihren Fuß lassen wir vom Doktor untersuchen. So was soll man lieber nicht verschleppen."

Ebeling drehte um und ging nun die Straße zurück. Aber er hörte an einem leisen Knirschen des Sandes, daß Rottmann ebenfalls aufstand. Der lief mit merkwürdig leisen und langen Schritten davon.

„Kommst nicht weit, armer Hund — trägst eben auch dein Fatum mit dir, in deiner ganzen degenerierten Armseligkeit," dachte Ebeling und fühlte wieder die beängstigende Blutfülle in seinem Herzen sich stauen. Das ebbte allmählich wieder ab.

Dann stand er still und blickte fest in die Sonne, bis sich aus deren Lichtkern eine grelle, rot und grün schillernde Kugel auf seine Augen loszubewegen schien. Immer noch, als er den Blick schon wieder in sanfteren Schatten gerichtet hatte, belästigte ihn das farbenbunte Blendungsphänomen.

„Rottmann und Ebeling," sagte er vor sich hin; das klang ungefähr so kaufmännisch bieder, wie die Firma eines großen Speditionshauses. „Rottmann und Ebeling. Wahnwitziger Unsinn!" sagte er leise und schüttelte sich.

Da kamen endlich die Kinder.

Herta hing sich in seinen Arm. „Jetzt kannst du vorantraben, mein Herr!" rief sie Mevissen zu. Und Ebeling dachte: sie wären viel besser zu zweien. Almosen erweisen sie mir.

Sie saßen darauf wieder zu dreien am Eßtische. Die Unterhaltung flog leicht beschwingt, denn Ebeling schienen die ersten

Löffel der kräftigen Suppe und das Gläschen Sherry mächtig erquickt zu haben.

„Ich kann mich gar nicht täuschen," dachte Mevissen, „er nimmt Morphium. Solche Frische nach der Abgefallenheit bei unsrer Heimkehr — das ist unnatürlich."

Gleich nach Tische wollte er sich seinen alten Herrn gründlich vornehmen. Das ging durchaus nicht länger so. Der Mann ging an seinem Amte zugrunde. Oder woran sonst?

Oder woran sonst? Darüber hatte Mevissen seit Tagen schwer gegrübelt, als Arzt und als der Sohn, der er in Wahrheit für Ebeling sein wollte.

Als Herta den Kaffee in die kleinen Täßchen schenkte, ließ sich Ebeling nach seiner Gewohnheit die Posteingänge bringen.

Obenauf lag das Monitum des Oberstaatsanwalts Hartmann, der in der eiskalten, wunderlich verzwickten Kürze des Amtsstils die Anklageakten Lüdicke, nunmehr aber in kürzester Frist, einforderte.

„Den hat dein Exfreier scharf gemacht," sagte Ebeling lächelnd. „Nun soll ich durchaus meinen alten Lüdicke ans Messer liefern."

„Gott, Väterchen, ist er denn nicht schuldig?"

„Ja — hast du ihn denn nur einen Augenblick dafür gehalten?"

„Lieber Vater — —"

Das Mädchen trat ein und meldete den Polizeikommissar Biegler, der in den letzten Tagen schon mehrmals beim Staatsanwalt gewesen war.

„Immer näher!" rief Ebeling lebhaft und zog schon einen Stuhl dichter an den Tisch heran.

„Willkommen!" rief er dem Eintretenden zu. „Setzen Sie sich zu uns, Herr Kommissar; Herta, hast du noch ein Täßchen?"

Biegler war eine kräftig schneidige Gestalt, mit intelligenten, ernsthaft geschlossenen Zügen.

Er machte eine leichte Verbeugung und sagte: „Wir haben unsern Mann fest, Herr Staatsanwalt, vorläufig im Polizeigewahrsam. Das Geld ist auch da, bis auf das bißchen für Hut und Stiefel. Sie sind ja zu dumm, einer wie der andre. Unter seinem Bett war die Diele losgeschraubt. Und können

sich ja nicht bezähmen mit Geldausgeben. Sind ja zu ausgehungert in ihren Gelüsten. Hut für acht Mark und Stiefel für siebzehn. So was unter unsern Augen!"

Der Mann sah ärgerlich geringschätzig aus, wie einer, der sich beleidigend untertaxiert fühlt.

„Ja, lieber Biegler," sagte Ebeling lächelnd, „unsereiner würde es wohl schlauer anfangen. Und was Sie angeht, Verehrter, Sie müßten nach Berlin auf ein komplizierteres Arbeitsfeld. Unsre gute Stadt ist zu übersichtlich und zu sauber aufgeräumt für Sie. Dann könnten wir nun wohl Schreinermeister Lüdicke aus dem Kittchen lassen, trotz seines berühmten Geständnisses?"

Polizeikommissar Biegler lächelte verständnisvoll.

„Ja — aber Herr Kommissar — wer denn nur?" rief Herta aufgeregt.

Biegler verbeugte sich. „Rottmann doch selbstverständlich, gnädiges Fräulein!"

Ebeling sprang auf. „So — Herr Kommissar, nun bitte ich Sie hinauf zu mir. Nun soll Herr Oberstaatsanwalt befriedigt werden, und der Herr Amtsrichter soll auch sein Plaisier haben vor Schlafengehen."

⊕ ⊕ ⊕

Es war am Spätabend. Ebeling saß in seinem Arbeitszimmer. Er hatte sich einen Sessel ans Fenster gerückt. Eine der plötzlichen Abgeschlagenheiten hatte ihn überfallen, an denen er jetzt so oft litt. Er erwartete seinen Schwiegersohn, der ihn dringend um eine Unterredung gebeten hatte.

Da sollte er nun über alle seine Zustände Bescheid geben. Er wußte genau, daß es sich für Mevissen um nichts andres handeln konnte. Gut — dann kam die Kugel ins Rollen. Er konnte sich nichts Besseres verlangen, als daß ein andrer die Entscheidung traf.

Mevissen klopfte an und saß gleich darauf vor ihm.

„Ja, lieber Vater, ich muß Sie nun doch mal ins Gebet nehmen. Das ist ganz schön mit dem kleinen Spritzchen dann und wann. Nun, Sie wissen selbst, es ist ein Deubelszeug; man muß die Dosis stetig vergrößern — und das Ende trägt die Last."

Ebeling leugnete nicht; er klappte die Manschette zurück

und zeigte lächelnd das kleine Feld hellroter Pünktchen im inneren Handgelenk.

„Ich habe wohl ein bißchen gewüstet in letzter Zeit, ich konnt's nicht ändern. Das wird nun besser werden; drüben auf dem Tische liegt mein Abschiedsgesuch."

„Sie konnten doch wahrhaftig nicht Besseres tun!" rief Mevissen lebhaft erfreut. „Nichts wünschte ich dringender. Aber was gab nun schließlich den Ausschlag?"

„Die feste Hand, die meines Kindes fernere Wege leiten will," sagte Ebeling langsam. Er trank einen Schluck aus dem Weinglase, das neben ihm auf dem Fensterbrett stand.

„Lieber Mevissen, vor Ihnen sitzt ein Totschläger. Werden Sie dennoch an Herta festhalten?"

Mevissen bezwang seine Mienen, ja, er lächelte leicht. „Zwischen Herta und mir klafft kein Spältchen, in das auch nur ein trennendes Sandkorn schlüpfen könnte."

„Gott sei Dank!" seufzte Ebeling und sank schwer in seinen Sessel zurück.

„Es kann sich wohl nur um die alte Frau handeln?" fragte Mevissen sehr leise. „Herta hat mir von jener Schreckensnacht gesprochen. Wie tief beklage ich Sie. Sollten Sie sich nicht in Selbstquälerei Vorstellungen machen, die —"

„Sind Sie der Arzt? Und wollen das Bild der Krankengeschichte verwischen?" sagte Ebeling matt. „Zwei Jahre trage ich es nun mit mir herum. Eine Bergeslast — zermalmend oft."

„Lassen Sie mich mittragen, Vater."

„Die Last ist schwerer als die Schuld — ob Sie's ermessen können, Ludwig? Sie haben Ihre Eltern sterben sehen; das ist der Lauf des Lebens, daß wir unsre Alten bestatten. — Aber den Sohn verlieren, den sie einem in die Arme legten nach den harten Schmerzensstunden, in denen ihn die Mutter gebar. Dann das Seelchen sich entfalten sehen mit seinen reichen Gottesgaben und mit den mancherlei Unkräutlein dazwischen. Man hält den Knaben an fester Vaterhand, glücklich schon über die Blutwärme in dem vertrauenden Kinderhändchen. — Plötzlich liegt er da, ein Jüngling schon, unwiderruflich, wie ein junger Baum, dem ruchlose Hand die Krone gebrochen hat."

Ebeling packte die Armlehne seines Sessels, als ob er sie zermalmen wollte. „Mein Kind lag unten in unserm Saal — sie hatten ihn mit Blumen überschüttet. Mühselig war ich zu meiner Stube hinaufgestiegen, weil man seine Papiere brauchte. Sinnlos war ich vor Gram.

Und wie ich zurückkam, lehnt da die Alte oben am Treppengeländer unter dem scharfen Lichte des Kandelabers. Ein spitziges Spähen lag auf dem knochigen Greisengesichte. Ein Spähen nach den Vorgängen unten im Hause. Etwas wie ein hämischer Triumph der Langlebigen — des zähen, ungebrochenen Lebens — keinem zu Nutz, sich selbst fast schon zur unerträglichen Last. Und das hatte meinen Sohn gefällt — das da!

Ich habe nie etwas über die Greisin vermocht. Das einzig Lebenerhaltende in ihr — der Wille — war unerschütterlich und grundfest gewesen. Aber meine Augen fürchtete sie. Das Maß von Geringschätzung in meiner Seele, das las sie deutlich, das war für sie der Drudenfuß.

In jenem Augenblicke war ich wie geblendet vom Hasse — einen Abgrund sah ich plötzlich vor mir, eine purpurne Finsternis. Das ist keine Floskel, das machte das Blut, das mir zu Kopfe schoß. Ich sehe noch die runden Vogelaugen mit dem blassen Greisenring um die Iris. Da hab' ich sie gepackt — ich oder der Dämon, der in mir entfesselt war — und habe sie von mir fortgeschleudert — ich, der starke Mann das kümmerliche bißchen Erdenrest. — —

Es gab ein abscheuliches dumpfes Geräusch — nie, nie werde ich das los — und gab einen dünnen Aufschrei.

Und plötzlich sah ich wieder ganz ruhig. Die Gasflammen des Kandelabers brannten hell und kühl mit leisem Surren. Statt der tiefen Schwärze hatte ich wieder die gebohnten Stufen mit dem grauen Läufer vor mir.

Unten aber, quer vor der Treppe, lag ein kleiner Haufe, irgend etwas, um das sich schwarze Stoffe ausbreiteten. Und ich mußte darüber wegsteigen, denn ich wollte zu meinem toten Kinde. So wird man zum Verbrecher von einem Augenblicke zum andern. Mein Wille sprengte alle Fesseln und ward zum Totschläger."

Mevissen ergriff die bebende Hand, die unablässig über

die Armlehne des Sessels strich, und hielt sie mit sanftem Drucke fest.

„Liebster Vater, ein Nervenchok! Sie wollen doch dem Nervenarzt nicht einreden, daß das Verbrechen war — Blutschuld!"

„Doch, Schuld — tiefe Schuld," sagte Ebeling mit einem vergrämten Blick in Mevissens Augen. „Ich hatte den Haß in mir großgezogen, bis ich die Kraft verlor, ihn zu ersticken. Alle Lebensäußerungen, auch die verborgensten, der alten Egoistin hatte ich belauert. Wie man ein Tier belauert und sich dann sagt: also so was gibt's, sieh mal bloß an! Dann paßte ich oft auf, wie von allem bedeutenden Geschehen in der weiten Welt so gar wenig zu der Greisin drang, wie im engsten Kreise sich das alte Gehirn bewegte. Und das stellt Gesetze auf, und alle Achtung, die tüchtige Leute einer alten Familie sich durch Generationen erworben hatten, die trug sie in engherzigem Stolze als ein Eigenes. Mich, so von außen angesehen, hätte man sogar respektvoll genannt. Ich fühlte mich sicher, ich, der die Eigensphäre jedes Menschen gelten läßt, ganz lächerlich sicher. Mit dieser Summe widriger Eindrücke hatte mein ästhetisches Empfinden — ja, ja, mit solchen sekundären Werten rechnete ich damals noch — und hatten meine Nerven eben fertig zu werden. Aber dann kam's. Mit einem Male. Da sprang mein geknebelter, mein niedergehaltener Wille auf. Da versagte für einen einzigen Augenblick jede Hemmungsmöglichkeit. Und eine Kraft des Willens in jenem Augenblick — dämonisch — satanisch! Wie eine Viper aus engem Behältnisse schießt, so zischte in mir der Haß empor und ein Triumphgefühl der rohen Kraft — — und brach doch schon im nächsten Augenblick zusammen."

Ludwig Mevissen hatte am Fenster gestanden und hinausgestarrt. Die Dunkelheit spann ihre Schleier durch das Zimmer.

Er wandte sich langsam um. „Lieber Vater, das ist ja dennoch Selbstquälerei. Das Leben der alten Frau war nur noch ein flackerndes Fünkchen. Die Jahre der Qual waren ausreichende Vergeltung."

Ebeling schien zu lächeln, so ruhig klang auf einmal seine Stimme.

„In alter Rechtsübung gab es eine Zeit, da wurde der

Strafprozeß ruhig weitergeführt, auch wenn der Inkulpat inzwischen verstorben war. Denn der Schuld als solcher mußte ihr Recht werden, die ließ sich nicht so einfach ausstreichen. Ein starkes und ein feines völkisches Rechtsempfinden. Würden Sie mich, lieber Mevissen, so leichten Herzens lossprechen, wenn ein junges, kraftvolles Leben an mir zugrunde gegangen wäre?"

„Ich weiß nicht," rief Mevissen gequält, „ich kann Ihre Sache nicht so kühl theoretisch betrachten. Ich weiß nur, daß kein Gericht der Welt Sie verurteilen würde."

„Sicher," sagte Ebeling, „sonst hätte ich mich gestellt. Trotz meiner Bürgerstellung, trotz meiner Vaterpflicht. Sie sprechen mich frei — ich weiß es, wo ich mich selbst nicht freisprechen kann. Denn das ungeschriebene Recht in mir, das unabhängig ist von ausgeklügelten Paragraphen — das Gewissen, lieber Sohn, das klopft in mir und fordert Sühne. Zuweilen klopft es nur leise an — ich bin im Gleichgewicht und im Frieden mit mir selber. Zuweilen schreit es unter der Marter. "

Ebeling schwieg, und Mevissen starrte hinaus in die Finsternis. Er brach endlich sein Grübeln ab und setzte sich neben den Leidenden.

„Vielleicht beschwichtigt es Sie, lieber Vater, wenn ich Ihnen mitteile, daß Sie erheblich kränker sind, als ich bisher Ihnen zu sagen für richtig hielt. Sie müssen gegen Grübeln und Versinken ankämpfen wie ein Mann. Wir sind nun zu zweien gegen den bösen Feind. Der Tod hat Sie nicht vergessen, wie jene alte Frau; Ihr Herz ist krank. Noch fordert Sie aber das Leben, fordert Sie in Ihren Kindern."

„Und der Sprung in der Vase?" sagte Ebeling trübe lächelnd. „Wie könnten wir den tilgen?"

Mevissen trat ärgerlich mit dem Fuße auf. „Als ob ich nicht gleich die Selbstquälerei gemerkt hätte. Nein, Vater, es gibt keinen Vergleich zwischen dem toten Ding und dem beseelten Organismus. Der erneut sich täglich, stößt Totes, Vergangenes aus, nimmt neuen Lebensstoff auf —"

„Und wenn sich alle Atome und alle Zellen meines Leibes erneuern — nie ausgestoßen wird das feinste und gewaltigste in mir, das ungeschriebene Recht in meiner Brust!"

Die Tür wurde leise geöffnet. „Väterchen, Lüdicke ist da und will sich nicht fortschicken lassen."

Der Alte folgte Herta auf dem Fuße.

„Immer herein!" rief Ebeling kräftig. Er stand auf und trat dem verlegen und gebückt stehenden Meister entgegen.

„Ich wollte mich auch vielmals bedanken, Herr Staatsanwalt," sagte der unsicher, „denn Herr Staatsanwalt sind doch der einzige, der an mich geglaubt hat. Da muß ich mich nu an halten, nu ich wieder unter die Menschen zurück muß."

„Jakob Lüdicke," sagte Ebeling langsam, „aus welchen Gründen haben Sie sich schuldig bekannt?"

Der Alte würgte erst etwas herum.

„Herr Staatsanwalt," sagte er endlich, „wenn der Mensch sich — wie soll ich'n das sagen — wenn der Mensch sich so zu einen andern stellt — un päppelt noch sozusagen seinen Haß groß — un wird ganz häm'sch — un freut sich orndlich an so'n Gedanken, daß der andre hin wär', hin un kalt un stille gekriegt endlich — Herr Staatsanwalt, das is schon halber Totschlag. So ungefähr haben Sie's mir ja selber zugeschrieen, daß mir's durch und durch fuhr. Un in der Zelle, da dachte ich so: schön — denn soll das Schicksal man selber entscheiden, ob der alte Lüdicke sein Leben verwirkt hat oder nich."

„Und der Schuldige sollte leer ausgehen — wäre darin Gerechtigkeit?" fragte Ebeling langsam.

Lüdicke sah betroffen auf.

„Komisch — daran hab' ich doch gar nich gedacht. Da war so der eine Punkt in mir, so'n Zanken in mir selber, immer hin und her. Darüber bin ich nich 'rausgekommen. Immer um den einen Punkt hab' ich 'rumgedacht, un kam un kam nich weiter."

„Jakob Lüdicke," sagte der Staatsanwalt, „das ist das ungeschriebene Recht in unsrer Brust — das starke, unentrinnbare. Dem entgeht nicht die verborgenste Schuld."

Der alte Meister stand verlegen da. Ebelings starkes Pathos lag schon außerhalb jenes engen Gedankenzirkels, in dem er sich drehte.

Er suchte unsicher nach Ebelings Hand, die er stark drückte und sagte würgend und schluckend sehr leise: „Nu will ich den sauren Weg antreten — nach Hause."

⊕ ⊕ ⊕

In der Nacht erwachte Ebeling und setzte sich in seinem Bette auf. Er spürte ein so gewaltiges Fluten nach seinem Herzen — und das Herz klopfte ihm so hart, daß er es bis in die Stirn spürte, so wie die metallisch starken Schwingungen von Kathedralglocken.

„Dann wär' mir ja das erspart," sagte er ganz laut vor sich hin. Denn die Versuchung ließ ihn nicht mehr los, wenn sein Kind in den neuen Verhältnissen fest verankert sein würde, sich mit einer starken Dosis Morphium von allen harten Gedankenqualen zu befreien.

Er stand auf und preßte beide Hände auf sein krankes Herz.

„Herr, gib mir Frieden!" sagte er laut. „Herr — nie bat ich dich um Glück. Aber den Frieden — den Frieden schuldest du mir!"

Er hüllte sich in seinen Schlafrock und öffnete das Fenster. So in der frischen Nachtkühle wurde ihm das Atmen leichter und der Herzschlag ruhiger.

Sie fanden ihn am Morgen entschlafen. Er saß wie zu wohliger Ruhe in seinen Sessel zurückgelehnt. Auf seiner Stirn und um den schönen, ernsthaften Mund thronte die Ruhe des vom Erdenkampf Erlösten.

Mit Luchsaugen. Von **Michel Corday** und **André Couvreur.** Aus dem Französischen.

Der Held dieser höchst originellen Kriminalgeschichte ist ein junger Gelehrter, der durch die Anwendung eines Serums, das ihn befähigt, die Gedanken seiner Nebenmenschen zu lesen, einen unschuldig Verurteilten befreit und den eigentlichen Mörder aufdeckt.

Erfüllung. Von **Elisabeth Kuylenstierna-Wenster.** Aus dem Schwedischen. 2 Bände.

Wie Gretchens, der lebensdurstigen Sucherin, Charakter sich festigt, wie sie zu einem innerlich reifen Menschen heranwächst, wie in der Fremde die Liebe zu ihrem früheren Bräutigam wiedererwacht, — das alles ist in diesem im besten Sinne modernen Roman mit großer Feinheit und Lebenstreue wiedergegeben.

Die Insel der schönen Menschen und andere Geschichten. Von **Richard Voß.**

Der unerreichte Meister der italienischen Dorfgeschichte führt uns in diesem herrlichen Buche wieder nach dem Wunderland Italien und schüttet mit verschwenderischer Freigebigkeit das Füllhorn seiner unerschöpflichen poetischen Gestaltungskraft über all das leidenschaftlich bewegte Geschehen aus. Eine Perle wie die „Kentaurenliebe" kann schlechthin als Meisterwerk bezeichnet werden.

Die Tarantella der Carmelina und andere Geschichten. Von **Richard Voß.**

Die Gestalten dieses Buches sind nicht nach dem Süden verpflanzte Nordländer: sie sind auf dem vulkanheißen Boden Kampaniens gewachsen, sind wundervoll in ihrer ursprünglichen Frische und leidenschafterfüllten Kraft.

Waldkinder. Von **S. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Wenn unsre alte Freundin Mrs. Croker mit einem neuen Roman erscheint, so kann sie bei alt und jung einer herzlichen Aufnahme sicher sein, zumal wenn es ein so packender und reizvoll geschriebener ist wie diese Dschungelgeschichte aus den Zentralprovinzen Indiens, die sie in treuer Anhänglichkeit ihren deutschen Lesern gewidmet hat.

Der Lebende hat Recht. Von **Klara Hofer.**

Der tragische Konflikt, der aus der Verbindung zweier von Grund aus wesensverschiedener Geschlechter erwächst, und das verzweifelte Ringen eines durch generationenlange Überkultur degenerierten Edelgewächses gegen die kraftstrotzende Triebnatur eines frischen Schößlings gibt das Thema zu diesem höchst klugen und fesselnden Roman, mit dem sich die rühmlich bekannte Verfasserin außerordentlich vorteilhaft in unsre Romanbibliothek einführt.

Droschke No. 44. Von **R. F. Foster.** Aus dem Englischen.

Eine Kriminalgeschichte von derartigem Raffinement, daß der Leser durch die sich häufenden Komplikationen allmählich in die größte Verwirrung gerät und bis zum Schluß genasführt wird.

Nichts über Mich! Von **Ida Boy-Ed.** 2 Bände.

Ein Roman aus dem Hamburger Großkaufmannsleben mit feinen Beziehungen über den großen Teich hinüber, voll packender Handlung in seinem kriminellen Vorwurf und von bezwingender Wirkung. Der skrupellose Amerikaner, der ehrenhafte Kaufmann, das Leben in den Hamburger Familien sind mit sicherem Blick gezeichnet, der im Gerichtssaal ausklingende Schlußakkord ist von wahrhaft tragischer Größe.

Ein weiblicher Bürgermeister. Von **Helen M. Winslow.** Aus dem Englischen.

Stürmischen Jubel auf der einen, lebhaften Widerspruch auf der andern Seite wird dieser außerordentlich zeitgemäße Roman erwecken, und sicher wird er, da er hervorragend amüsant und spannend geschrieben ist, überall mit größtem Vergnügen gelesen werden.

Zum Irrgang. Von **Margarete v. Oertzen.**

Ein ganz eigenartiger, faszinierender Reiz geht von dieser Alpiergeschichte aus; die tiefe Glut der Hochgebirgsflora leuchtet uns entgegen, und der Geist des einsamen Hochtals mit seinen tiefgründigen Menschen und vulkanartigen Leidenschaften zieht uns mit magischer Gewalt in seinen Bann.

Die geheimnisvolle Insel. Von **G. Bronson-Howard.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Ein höchst spannender, abenteuerlicher Roman, in dem eine von Japan unterstützte Verschwörung etlicher internationaler Desperados, die sich die Losreißung der Philippinen von Amerika zum Ziel gesetzt haben, entdeckt und unschädlich gemacht wird. Diese außerordentlich aktuelle Geschichte eignet sich auch in hervorragendem Maße für die reifere Jugend.

Einunddreißigster Jahrgang

Die indische Tänzerin.
Von **Paul Oskar Höcker.** 2 Bände.

In seiner „Indischen Tänzerin" zeichnet der allseits beliebte Erzähler das buntbewegte Schicksal einer jungen Frau, die aus aristokratischen Kreisen stammt und ihr Talent der leichtbeschwingten Muse weiht, als äußere Not ihr den Lebenskampf aufzwingt. Wie sie Herrin ihres Schicksals wird und auch die Anfeindungen niederzwingt, die sie in ihr bürgerliches Asyl verfolgen, das ist mit großer Kraft, viel innerer Wärme und der ganzen Meisterschaft Höckers erzählt.

Glück und Segen.
Von **Ada von Gersdorff.**

An einer Reihe vorzüglich beobachteter und mit reizendem, feinem Humor geschilderter Charaktere aus spießbürgerlichen Kreisen Berlin-Wilmersdorfs zeigt hier die Verfasserin des berühmten Romans „Ein schlechter Mensch", wie das „Glück" eines großen Lotteriegewinnes nicht immer auch ein „Segen" für die Gewinner ist. Die lebhaft bewegte Handlung verleiht dem ausgezeichneten Roman großen Spannungsreiz.

Der grüne Götze. Von **F. A. Kummer.**
Aus dem Amerikanischen.

Wir glauben dafür einstehen zu können, daß niemand die Lösung des in dieser außergewöhnlich spannenden Kriminalgeschichte liegenden geheimnisvollen Rätsels erraten wird, ehe er auf der letzten Seite angelangt ist, so geschickt sind die Fäden geschlungen, so gewandt ist der Knoten geschürzt.

Peter Karn. Von **Ernst von Wolzogen.**
2 Bände.

Mit diesem Roman voll Heiterkeit, Wärme und reifer Lebensweisheit hat der Dichter ein Seitenstück zu dem erfolgreichsten Werke seines Lebens, dem „Kraft-Mayr", geschaffen. Auch im „Peter Karn" werden in künstlerischer Mischung von Dichtung und Wahrheit die tragikomischen Schicksale einer liebenswürdigen, echt deutschen Musikantenseele geschildert, auch hier ist einem großen Meister, Johannes Brahms, ein entscheidender Einfluß auf den inneren wie äußeren Werdegang des Helden eingeräumt und ein höchst fesselnder Beitrag zur deutschen Musikgeschichte geliefert. Zwanzig Jahre liegen zwischen der Entstehung des „Kraft-Mayr" und der des „Peter Karn" — doch der Humor des Sechzigers ist, wenn auch weniger laut und übermütig, so doch gleich männlich und lebensfroh geblieben wie der des Vierzigers.

Milchen, Malchen und die Glasservante.
Von **Else Franken.**

Charakterisierungstalent und Schilderungskunst der beliebten Erzählerin erweisen sich in diesen Erzählungen wieder glänzend. Ob der Held der Geschichte ein eigenartiger Knabe, ob er ein durch sein Gewissen belasteter Mann ist, immer spricht eine starke Logik des Herzens eine eindringliche Sprache. Auch der Humor kommt zu seinem Recht.

Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

Vor kurzem ist erschienen:

Zum Weltvolk hindurch!

Von

Paul Rohrbach

Schön geheftet M. 1.50

Wer sich über die Vorgeschichte des Weltkriegs und die Aufgaben, die dem deutschen Volk durch diesen Völkerkrieg erwachsen sind, unterrichten will, muß dieses Heft lesen. In tagebuchartiger Form führt der auf diesem Gebiet als sachkundig bewährte Verfasser den Leser durch die verschlungenen Pfade der auswärtigen Politik, er zeigt, wie seit Jahren Deutschlands Gegner dem Kriege zugetrieben haben und wie sie nun die Kraftprobe machen, und schließt mit einem meisterhaft geschriebenen Kapitel über das Programm der deutschen Politik für den Frieden und nach dem Frieden, in dem er uns an die Schwelle des deutschen Weltalters führt.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

3 0081 042 763 767